

Werk

Titel: Meine Auswanderung nach Amerika im Jahre 1822, und meine Rückkehr in die Heimath

Jahr: 1829

Kollektion: Itineraria; Nordamericana

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN241209382

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN241209382>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=241209382>

LOG Id: LOG_0005

LOG Titel: Auswanderung nach Amerika - Erster Theil

LOG Typ: chapter

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN241209277

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN241209277>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=241209277>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

H. S. Gudehus

Auswanderung nach Amerika.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Ursache meiner Auswanderung nach den freien vereinigten Staaten von Nordamerika, im Mai 1822.

Unverschuldete große und schwere Leiden waren die Hauptursache meines Entschlusses, nach jenen transatlantischen Freistaaten auszuwandern.

Seit dem Anfange des Jahrs 1802 bis zum Mai 1822 war ich in meinem Braunschweigischen Vaterlande an 3 verschiedenen Orten, und die letzten 11 Jahre in Ballstedt, als Jugendlehrer angestellt, und ich darf es wohl sagen, denn mit Zeugnissen kann ich es nöthigen Falls beweisen, daß ich unter Gottes Beistande, geleitet und getrieben durch eine große Vorliebe zu meinem Fache, auch selbst da, wo mir die größten Hindernisse in den Weg gelegt wurden, dennoch mit dem größten

Eifer arbeitete, und durch einen treuen zweckmäßigen Unterricht der mir anvertrauten Jugend viel Gutes gestiftet und um mich her verbreitet habe, wodurch ich mir auch das Vertrauen meiner hohen Vorgesetzten in einem hohen Grade erwarb, und mich beständig der Liebe und Achtung aller Verständigen, mit denen ich in Verbindung stand, erfreute.

Das aber erregte den Neid eines Einzigen, der es in der Gewalt hatte, mein Leben zu einer Hölle zu machen. Es ist hier nicht der Ort, mich deutlicher darüber zu erklären, wie und wodurch dieß geschah, auch würde diese Beschreibung meine Leser wohl wenig interessiren, mir aber die bloße Erinnerung an 7jährige schwere Leiden und erduldete Ungerechtigkeiten unerträglich seyn, darum mag ich mich nie wieder ganz deutlich daran erinnern und übergehe sie mit Stillschweigen.

Nur muß ich kurz mich darüber erklären, wie ich im 46sten Lebensjahre noch den Entschluß fassen konnte, nach Amerika auszuwandern.

Es erforderte viel Überlegung und Prüfung meiner Umstände; allein in Ballstedt konnte ich nicht bleiben, wenn ich nicht ein Märtyrer meiner Verhältnisse werden wollte. Zu einer bessern Stelle hatte ich aber keine Aussicht, und zur Annahme einer mindereinträglichen konnte ich mich nicht entschließen. Der Ackerbau war, außer dem Schul-

fache, ~~meine liebste Beschäftigung~~, und weil ich darin sehr bewandert bin; so hätte ich wohl hoffen dürfen, dieses Geschäft mit Vortheil zu betreiben, nur war mein Vermögen nicht hinreichend, in meinem Vaterlande ein solches Unternehmen auszuführen. Nun dachte ich mir die glücklichen Bewohner der vereinigten Staaten von Nordamerika, wo man für wenig Geld sich ein freies Eigenthum und Länderei genug verschaffen kann, und der Wunsch wurde immer lebendiger, dort meine übrigen Lebensstage als ein freier Landbebauer in Frieden beschließen zu können, denn der liebe Frieden war das Einzige, was mir hier fehlte und den ich mir so sehnlich wünschte. Wohl kam es immer in Betracht, daß ich für die Auswanderung nach jenem entfernten Lande schon zu alt sey, auch an die großen Beschwerden einer solchen Reise zu Wasser und zu Lande wurde gedacht, und die Furcht blieb nicht unberücksichtigt, daß mein durch so viele Leiden geschwächter, kränklicher, gichtischer Körper, die mit einer solchen Reise verbundenen Beschwerden vielleicht nicht ertragen würde; den Wunsch aber, dort leben zu können, konnte ich nicht mehr unterdrücken, zumal da sich hier keine sichere Aussicht finden wollte, mir aus meinen unglücklichen Verhältnissen herauszuhelfen, und so sprach ich bisweilen davon zu guten Freunden und Bekannten. Diese hatten davon weiter geredet und so verbreitete sich das, damals noch ungegründete, Gerücht, ich sey entschlossen, nach Amerika auszuwandern. Bald

fanden sich nun einige zwanzig bemittelte, gesunde und blühende junge Männer, die sich erboten mit mir zu reisen und mir dort beim Ackerbau und andern Geschäften thätig zu helfen, auch mein Unternehmen auf jeden Fall kräftig zu unterstützen und zu befördern. Dieser jungen Leute Entschlüsse fand ich nöthig scharf zu prüfen, ihnen alles Ungemach der Reise und andere möglichen Unfälle recht lebhaft und deutlich vorzustellen, ihnen auch anhaltend mehr ab- als zuzurathen. Einige machte ich auch dadurch so schüchtern, daß sie ihren zu früh gefaßten, noch nicht reiflich genug erwogenen Vorsatz aufgaben, die meisten jedoch blieben ihrem Vorsatze getreu. Nun erst näherte mein Wunsch sich dem Entschlusse, denn nun konnte ich in Amerika mit Vortheil ein Unternehmen als Landbebauer ausführen.

Zwar wurde mir wiederholt der Rath ertheilt, in Pensylvanien Prediger zu werden, doch hielt ich es für gerathener und besser, daß, wenn mein Entschluß zur Auswanderung zur Reise käme und ich wirklich nach Amerika ginge, dort den Ackerbau zu betreiben, um so mehr, da ich nun die dazu nöthigen Gehülfen mitnehmen konnte. Letztere drangen fast täglich und mit Ungestüm auf diese Auswanderung, schwuren mir auch oft und wiederholt unverbrüchliche Treue, und so gedieh mein Entschluß endlich zur völligen Reise.

Nun fing ich damit an, mich auf die Auswanderung vorzubereiten, verkaufte im Sommer 1821 meine sämtlichen Feldfrüchte und das Vieh, zeigte dem Herzogl. Konsistorio meinen Entschluß an, bat dasselbe um meine Entlassung und um ein Zeugniß über meine zwanzigjährige treue Amtsführung. Dieses hohe Kollegium aber gab mir weislich auf, mein Vorhaben wohl zu prüfen und ernstlich zu überlegen, und zögerte, vielleicht aus guter Absicht, lange mit der Entlassung und der Einhändigung des erbetenen Dienstzeugnisses, so, daß der Sommer und auch der nächste Winter darüber verfloßen, ehe ich meine Entlassung erhalten konnte; erst im Frühjahr 1822 erhielt ich dieselbe, und auch die gesuchte Erlaubniß zur Auswanderung vom höchsten Orte.

Nun ließ ich mich mit meinem Nachfolger wegen der Meliorationen auseinandersetzen, verkaufte meine Sachen meistbietend bis auf ein Fuder Betten und Leinwand, welche ich mit nach Amerika nahm, und machte mich fertig zur Reise nach Hamburg. An die unverschuldeten schrecklichen und grausenvollen Leiden, welche ich kurz vor und bei meinem Abschiede von Ballstedt, zu ertragen hatte, mag ich mich nicht wieder erinnern und übergehe dieselben mit Stillschweigen. Unter Strömen von Thränen verließ ich den Ort, wo ich so lange Jahre mit unermüdetem Eifer und der Anstrengung aller meiner Kräfte an dem Werke der Menschenvered-

lung gearbeitet hatte. Die jungen Leute, welche mit mir reisen wollten, wurden bei meinem Abschiede sämmtlich in Arrest genommen und auch nicht Einer durfte mit uns reisen. Nach einigen Tagen erst wurden sie wieder in Freiheit gesetzt.

Zweites Kapitel.

Reise von Ballstedt nach Hamburg und Aufenthalt daselbst.

Am 5. Mai 1822 reifete ich nebst meiner Frau mit dem Fuhrmann, der uns ein Fuder Sachen bis Harburg zu transportiren gebunden war, von Ballstedt ab. Ein Ballstedter, Namens Christian Glindemann, der nebst vielen Andern recht herzlichen Antheil an meinem Schicksale nahm, begleitete uns bis Peine.

Am 8. Mai kamen wir wohlbehalten in Harburg an, wo wir bis zum 11. uns aufhalten mußten, weil unsere Sachen erst gewogen, gemarkt und in das dortige Kaufhaus niedergelegt wurden, bis ich mit einem nach Amerika segelnden Schiffer würde einen Afford abgeschlossen haben. In Hamburg kehrten wir in dem ersten besten Wirthshause ein, dann suchte ich ein Privat-Quartier, in welchem wir bis zu unserer Abreise logiren konnten. Am folgenden Tage ging ich mit meinem Wirth zu der dortigen Polizei, zeigte meinen Reisepaß vor

und erhielt die Erlaubniß, bis zu meiner Abreise nach Amerika, in Hamburg mich aufhalten zu dürfen. Am folgenden Tage erkundigte ich mich nach einer Schiffsgelegenheit nach den vereinigten Staaten, und fand auf der dortigen Börse und auch an andern Plätzen angeschlagen, „daß Kapitän Arend Fokkes, Befehlshaber des schönen dreimaßigen Schiffs Ocean, welches beinahe seine Ladung hätte, am 16. Mai nach Philadelphia absegeln würde.“

Nun eilte ich zum Kapitän Fokkes, akkordirte mit ihm wegen der Überfahrt nach Philadelphia und wurde mit ihm einig, daß ich für mich und meine Frau 140 spanische Thaler zahlen sollte, die eine Hälfte sogleich, die andere aber sobald das Schiff in die Nordsee segeln würde; ich setzte auch sogleich so viel Geld in spanische Thaler um und bezahlte noch an demselben Tage die Hälfte der Fracht. Dann eilte ich, meine Sachen durch einen Schiffer an Bord des Schiffs Ocean bringen zu lassen, und sah jetzt zum erstenmale das Innere eines Schiffs, das nun auf lange Zeit unsere Wohnung seyn sollte; von außen hatte ich es bereits öfters gesehen. Es war eins der besten Schiffe seiner Art, recht zum Schnellsegeln gebaut. Man zeigte mir den Platz im Mitteldeck des Schiffs, wo ich nebst meiner Frau logiren sollte; er war geräumig und schön durch Glaskugeln erleuchtet, welche oben in der Decke befestigt waren, um den

Raum zu erhellen. Das Schiff aber hatte, nach meiner Ansicht, seine Ladung kaum zur Hälfte und das Einladen der Waaren war eben nicht von großer Bedeutung, auch hörte ich das Schiffsvolk unter sich davon sprechen, daß die Waaren sehr sparsam ankämen. Doch meinte ich, da die Zeit zum Absegeln öffentlich angeschlagen sey, so würde es auch zur bestimmten Zeit gewiß zum Absegeln kommen.

Bei meinem BIRTH wollte es mir länger nicht gefallen; es war dort ziemlich enge und dabei Tag und Nacht sehr unruhig; auch hatte er sehr oft betrunkene Gäste im Hause, wodurch uns der Aufenthalt noch unangenehmer wurde; meine Frau saß beständig im Winkel und weinte und vermehrte dadurch meinen Mißmuth über die fehlgeschlagene Hoffnung, in Gesellschaft mehrerer jungen Landsleute nach Amerika zu reisen, wodurch ich meinen Plan, dort mit großem Vortheil den Acker zu bauen, vereitelt sah. Am 16. Mai erwartete ich den Kapitän Fokkes vergebens, der verabredetermaßen in Person kommen wollte, mir die Abfahrt des Schiffs anzuzeigen. Statt der Abfahrt des Ocean wurde wieder eine andere Bekanntmachung angeschlagen, des Inhalts: daß Kapitän Fokkes mit Gewißheit am 26. Mai mit dem schönen Schiff Ocean absegeln würde, weil es beinahe seine Ladung habe. War meine Frau schon vorher unruhig gewesen über die vielen Geldausgaben und wie es mit uns

in Zukunft gehen würde, so wurde sie es nun noch weit mehr, und fast unaufhörlich machte sie mir die bittersten Vorwürfe darüber, daß ich sie unglücklich mache, daß ich im Vaterlande hätte bleiben und mich da wohl hätte nähren können u. s. f. Meine eigenen Gefühle über fehlgeschlagene Hoffnungen vermag ich nicht zu beschreiben; doch suchte ich meinen Kummer zu verbergen, um nur meine Frau, so viel wie möglich, zu beruhigen. Am meisten gereuete mir's, daß ich zu voreilig gewesen war und mich sogleich beim Kapitan Fokkes engagirt hatte, da doch noch andere nach Nordamerika bestimmte Schiffe in Ladung lagen, und am 18. Mai schon ein großes amerikanisches Kauffarthenschiff nach New-York abging, mit welchem ich viel vortheilhafter hätte reisen können. Das Alles sowohl als die ungewohnte Luft in Hamburg wirkte auf meine Gesundheit nachtheilig ein, ich fing zu kränkeln an und wurde schwach und elend. Kapitan Fokkes, der bisweilen seine Passagire besuchte, klagte dann darüber, daß die Waaren so sparsam ankämen und bedauerte nur,—daß wir so lange vergeblich auf die Abfahrt des Schiffs warten müßten u. s. w. Der 26. Mai erschien wieder ohne die Nachricht, daß wir zu Schiffe kommen sollten und ich hörte und fand auch wiederum angeschlagen, daß Kapitan Fokkes am 6. Juni nach Philadelphia absegeln würde, weil das Schiff Ocean beinahe seine Ladung habe. Als der 6. Juni aber kam, wurde die Abfahrt des Schiffs wieder

auf den 16., von da auf den 26. Juni, bis endlich auf den 6. Juli verschoben.

Meine Leiden während des langen unnützen und kostspieligen Aufenthalts in Hamburg waren unbeschreiblich groß und der Zustand meiner Gesundheit wurde immer bedenklicher. Nagend war der Kummer über das Fehlschlagen meiner Entwürfe und Hoffnungen. Sauer und schwer war es uns im Vaterlande seit 20 Jahren geworden, ein kleines Sümmdchen mit der größten Sparsamkeit zu erwerben, um im Alter, wenn uns die Kräfte verlassen, und man deshalb Abschied von seinen bisherigen schweren Geschäften nehmen muß, nicht Noth leiden zu dürfen. Nun aber war schon ein großer Theil der im Vaterlande durch Anstrengung unserer Kräfte, durch eine eingeschränkte Haushaltung und große Entbehrungen erübrigten Sparpfennige durch die Landreise und den kostspieligen Aufenthalt in Hamburg dahin, und doch waren wir erst 20 Meilen von unserer bisherigen Heimath entfernt, und noch immer im lieben deutschen Vaterlande! Gern hätte ich nun in Hamburg oder der Umgegend ein Unternehmen begonnen, wobei ich mein Brot gefunden hätte, aber durfte ich wohl hoffen, daß Kapitän Fokkes auch nur einen Theil des an ihn bereits bezahlten Geldes mit wieder zurückzahlen würde? auch gefellte sich zu meiner Lage eine falsche Schaam; ich scheuete nämlich den Spott meiner Landsleute, die vor meiner Ab-

reise aus Ballstedt schon gesagt hatten: „der wird sich nicht auf das große Wasser wagen! wenn er nur erst sieht, so kehrt er gewiß wieder um und bleibt auf dem deutschen Boden, u. s. w.“ Zwar hatte ich die Reise über das Meer nie gescheuet; aber in den letzten Wochen meines Aufenthalts in Hamburg war bei der durch Reue, Kummer und schwere Sorgen verursachten Abnahme meiner Gesundheit und Kräfte, noch die nagende Vorstellung erwacht, daß ich während der Reise, oder doch bald nach derselben mit Tode abgehen könne, und meine gute arme Frau alsdann von aller Welt verlassen in jenem fremden Lande unter unbekanntem Menschen ihre Tage, vielleicht im größten Elende, unter Seufzen und Klagen über mich, als die Ursache ihres Unglücks, zubringen würde, und diese niedererschlagende Vorstellung war keinesweges vermögend, meinen gesunkenen Muth zu beleben.

Bei meinem Abschiede aus Ballstedt, hatte mich ein dortiger Einwohner gebeten, mich seines jüngsten Sohnes, der gern mit nach Amerika reisen wolle, anzunehmen. Er würde es seinem Sohne zur Pflicht machen, daß er mir in allen Stücken gehorchen und folgsam seyn solle, als wenn ich sein Vater sey. Auch erschien der älteste Sohn dieses Mannes, und zeigte mir an, daß er seinem Bruder so viel Geld mitgeben wolle, daß er die Reisekosten bestreiten könne. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß er seiner Militärpflicht ein Ge-

nüge geleistet habe, ging ich den Vorschlag unter der Bedingung ein, daß mir dabei nicht zur Last gelegt werden dürfe, als ob ich diesen jungen Menschen verführt hätte, wie das mir schon von Andern fälschlich nachgesagt worden sey u. s. w. Dieser junge Mensch war übrigens einer von denen, die mir schon früher ihren Wunsch mit mir auszuwandern angezeigt hatten.

Etwa in der Mitte der Zeit meines Aufenthalts in Hamburg kam eines Abends ein dortiger Bürger zu mir, gab sich mir als ein geborner Ballstedter zu erkennen und erzählte mir, daß sein Vetter und noch ein anderer Ballstedter mit der Post ihre Sachen geschickt hätten, die er abholen und in sein Haus nehmen solle, bis diese beiden mit mir zu Schiffe gehen würden. Nach wenig Tagen kamen diese beiden jungen Männer zu mir, sie waren beide zwar mit Bewilligung ihrer Eltern, aber ohne Erlaubniß der Obrigkeit und ohne Reisepaß heimlich von Ballstedt entwichen; ich erschrak nicht wenig darüber, weil das Herzogl. Kreisamt sie ja beide bei meinem Abschiede darum hatte arretiren lassen, daß sie nicht mit mir auswandern sollten, sie aber ahneten für sich keine Gefahr, gingen in der Stadt sowohl als außerhalb derselben spazieren, ob ich ihnen gleich warnend sagte, daß sie, wenn sie sich nicht eingezogen hielten, vielleicht arretirt und wieder nach ihrem Vaterlande zurück gebracht werden würden. Wirklich kamen auch

nach einigen Tagen die Polizeikundschafter und suchten sie in meinem Quartiere. Sie hatten den Auftrag, diese jungen Leute, die sich ohne Wissen und Willen ihrer Eltern entfernt hätten, aufzufuchen und sie zu arretiren, um sie alsdann wieder nach ihrer Heimath zurückzusenden u. s. w. Den einen von diesen jungen Leuten hatte ein Diener der Polizei eines Abends bei dem Hereingehen in die Stadt getroffen, ihn examinirt und ausgefragt, auch unter andern von ihm herausgebracht, daß er nebst noch einem Andern gewillet sey mit mir nach Amerika zu gehen, daß er bei seinem Vetter, einem Tischler und Möbelnhändler, logire, bis das Schiff abgehen würde &c. Doch dieser Möbelnhändler hatte, wie er mir nachher sagte, dem Polizeidiener ein Stück Geld in die Hand gedrückt und dadurch für das Mal seinen Vetter frei gemacht. Er beherbergte auch noch fortwährend diese beiden jungen Leute oben in seinem Hause, wo er Tischlergesellen (ebenfalls heimlich) in Arbeit hatte, denn er war ein sogenannter Bünhaase, d. h. ein Handwerker, der nicht Meister ist.

Dieser Mann erbot sich auch, mir nebst meiner Frau in seinem geräumigen Hause freie Herberge zu geben, bis ich zu Schiffe gehen würde, weil ich da manche Ersparung machen könne, welches ich auch mit Dank annahm und oben in seinem Hause eine Wohnung bezog. Unser Essen nahmen wir aus einem nahen Speisehause und hatten dasselbe nun auch viel billiger. Aber unser neuer

Wirth hatte dieß nicht aus Menschenfreundlichkeit, sondern bloß aus Eigennutz gethan, wie sich bald zeigte; denn kaum war ich bei ihm eingezogen, so bat er mich, mit ihm nach einem Hause zu gehen, wo er eine Anzahl Wiener Forte-Piano's stehen hatte, und drang nun ohne Unterlaß in mich, ihm ein solches Instrument abzukaufen und es mit nach Philadelphia zu nehmen, weil ich dort ungeheuer daran gewinnen könne; man hätte Beispiele, sagte er, daß Reisende dort an einem solchen Instrumente über 500 Rthlr. gewonnen hätten u. s. w. Ob ich gleich dieß Letzte bezweifelte, auch nicht die geringste Neigung hatte, auf eine solche Spekulation einzugehen; so konnte ich doch den Zudringlichkeiten dieses Mannes nicht widerstehen, und ich muß es bei dieser Gelegenheit bekennen, daß es eine meiner größten Schwächen ist, daß ich in solchen Fällen nicht den Preller gehörig und herzhast genug abweisen kann. Ich ließ mich daher breitschlagen und kaufte ihm ein Wiener Piano-Forte für 150 Thaler ab. Wenigstens hoffte ich, daß ich dieß Instrument doch wenigstens in Amerika ohne Schaden wieder würde verkaufen können, aber ich hatte mich sehr geirrt, denn mit 40 Thln. Verlust mußte ich es dort wieder verkaufen.

Die beiden jungen Ballstädter waren nun auch bei Kapitan Fokkes engagirt, und gingen, da man sie in Hamburg nicht für sicher genug hielt, einige Tage früher nach Bassensfleeth im Hannoverschen,

zu des Schiffers Booten ab. Vor dieser ihrer Abreise baten sie mich beide mit Thränen, mich ihrer auch ferner anzunehmen und schwuren mir dafür noch einmal unverbrüchliche Treue, mich in Amerika nie zu verlassen, sondern dort mein Unternehmen mit allen Kräften zu unterstützen und zu befördern. In der festen Hoffnung, daß diese Leute, die ich wirklich nöthig hatte, wenn ich dort das Geschäft eines Landbebauers mit Vortheil betreiben wollte, erkenntlich und dankbar seyn würden, bezahlte ich dem Schiffer die ihnen noch fehlende Fracht, die gehaltenen Auslagen ihres Landsmannes und Wirthes und den Betrag ihrer Reise bis Bassenfleeth auf einem Elbschiffe. Dieß geschah etwa 14 Tage vor unserer Abreise aus Hamburg. Wir wurden in der Zwischenzeit noch mit einigen andern jungen Leuten bekannt, die auch mit uns nach Amerika reisen wollten, und uns daher öfters besuchten. Sie hatten aus Furcht vor dem Militärstande ihr Vaterland verlassen; es waren Preußen und Sachsen. Solcher jungen Menschen gab es in Hamburg eine große Menge, die sich dort heimlich aufhielten, und alle die ich sprach, hatten Lust nach Amerika zu reisen, nur fehlte es ihnen an Baarschaften, die Kosten der Reise dahin zu bestreiten und in Hamburg entschließt sich nicht leicht ein Kapitän, solche Leute mit hinüber zu nehmen, wenn sie nicht vorher ihre Fracht bezahlen können.

Etwas war uns zwar in der letzten Zeit wohl

leichter ums Herz als im Anfange; aber wenn wir an die vielen Geldausgaben dachten, und daß wir nur wenig oder wohl gar kein baares Geld mit nach Amerika bringen würden, wenn der Aufenthalt in Hamburg noch lange dauern sollte, dann war der Mißmuth wieder desto größer. Endlich kam Kapitän Fokkes und zeigte uns an, daß nun der 6. Juli wirklich der letzte Termin sey, und wir uns anschicken sollten, an diesem Tage zu Schiffe zu gehen. Das Schiff würde den Tag vorher schon nach Kurhaven segeln, er aber nebst seinen Passagiren am 6. des Nachmittags um 3 Uhr bei Altona ein Blankeneser Schiff besteigen, auf welchem wir nach dem Ocean bei Kurhaven segeln sollten. Wir besorgten nun das gekaufte Piano-Forte nebst noch einigen andern Sachen an Bord des Ocean und machten uns reisefertig.

Drittes Kapitel.

Abschied aus Hamburg und Reise nach Philadelphia.

Während der ganzen Zeit unsers Aufenthalts in Hamburg hatten wir östlichen Wind gehabt, und ich war auch darüber oft sehr verdrießlich gewesen, daß wir diesen zur Seereise so guten Wind nicht benutzen konnten. Jetzt sah ich nach der Windfahne und bemerkte, daß wir Westwind hatten, hörte auch bald, daß die Matrosen am vorigen Tage den Ocean bis Kurhaven größtentheils hatten buchsiren müssen.

Wir verließen nun unter Begleitung unsers Wirths und zweier jungen Reisegefährten Hamburg und verfügten uns zu der Wohnung des Kapitäns Fokkes auf dem Hamburger Berge, wo auch die andern Passagiere sich einfanden, und bestiegen um 6 Uhr Abends ein Blankeneser Fischerboot in dem Hafen von Altona. Die Fahrt ging sehr langsam von Statten, weil uns der Wind gerade entgegen kam und beständig lavirt werden mußte, weswegen wir auch des Nachts um 12 Uhr erst bei dem

Ocean ankamen, den wir nun bestiegen. Wir waren alle müde und sehnten uns nach dem Schlaf. Die Kajüten-Passagiere, 4 an der Zahl, fanden ihre Schlafstelle bereit; wir Passagiere im Mitteldeck mußten uns behelfen, so gut wir konnten und lagerten uns auf die Bettstücke, die meine Frau herbeiholte. Wir schliefen alle sehr gut.

Am andern Tage wurden für die übrigen Mitteldeck-Passagiere Hängematten in Ordnung gebracht, für mich aber und meine Frau machte der Schiffszimmermann eine am Boden des Schiffs befestigte ordentliche Bettstelle. Dann fuhren wir nebst dem Kapitän und einigen Passagieren in einer Schaluppe auf der Elbe nach Bassenfleeth, einem Dorfe nahe bei Stade, zu dem Bootsen Müller, wo unsere beiden Ballstedter logirten. Die Leute hatten dort sehr große Obstgärten, besetzt mit den Obstbäumen der besten Art und einer Menge Kirschbäume, die mich in Erstaunen setzten; alle hingen so voll von reifen Kirschen aller Art, daß sie sich beugten. Hier war es eine Lust Kirschen zu essen und wir thaten uns sämmtlich gütlich daran; dann suchten uns die gastfreien Leute noch eine ganze Menge der besten Sorten aus, wovon jeder von uns sein Taschentuch und andere Behälter füllte. Die beiden Ballstedter hatten bei ihrer Abfahrt vom Kapitän Fokkes 3 Thlr. Taschengeld geliehen, für 6 Rthlr. sich ein Gewehr gekauft, und Müller verlangte für eine 14 Tage lange Beköstigung derselben

und die Herberge 7 Rthlr.; ich hatte also hier wieder für meine Ballstedter Landsleute 16 Rthlr. zu bezahlen, worüber ich, wie leicht zu erachten, im höchsten Grade verdrießlich war, was ich aber, weil es nichts nuzte, mir nicht weiter merken ließ. Des Abends spät fuhren wir erst wieder nach unserm Ocean und nahmen die beiden Ballstedter mit. Die Kirschen und Erdbeeren waren sehr wohlfeil und deswegen hatten wir uns in Hamburg oft an diesen Früchten gelabt, sie wurden auch noch täglich in großer Menge nach unserm Hafen und auch an Bord unsers Schiffs gebracht, weil wir widrigen Windes wegen nicht abfahren konnten und unser Schiff bis zum 15. Juli in diesem Hafen vor Anker lag. Während dessen erlebten wir zu Schiffe den ersten Sturm, der so heftig war, daß alle Passagiere, die zum ersten Male zu Schiffe waren, vor der Zeit seekrank wurden, außer mir und dem einen Ballstedter; wenigstens stellte sich bei uns beiden kein Erbrechen ein.

Am 15. Juli bekamen wir Nordwind, unser Bootse Müller kam früh an Bord und wir segelten endlich in die Nordsee, wo wir bald die Insel Helgoland passirten, welche ein hohes Ufer hat, durch welches eine gerade Höhle über die ganze Inselbreite weg geht, so, daß man von der einen Seite zur andern hindurch sehen kann. Die Insel wird immer kleiner, weil ihre Ufer stark weggespült werden und einstürzen. Die ganze Insel hat einen

magern sandigen Boden. Die Bewohner derselben nähren sich vom Fischfange.

Wir kamen an diesem Tage noch so weit in die Nordsee, daß unser Lootse Müller entlassen wurde. Dieser war ein sehr geschickter Mann; bei seiner Entlassung wurde der Gesang: „Nun danket alle Gott!“ gesungen.

Nun sahen wir die Küste von Holland, welche uns aber bald wieder aus den Augen kam. Der Wind war sehr günstig, und wir hatten, da mehrere Schiffe zugleich mit uns absegelt waren, das Vergnügen, den Wettstreit der Befehlshaber derselben anzusehen, denn der eine wollte noch schneller segeln als der andere. Unser Kapitän schien im Anfange keinen Theil daran nehmen zu wollen, und mehrere Schiffe waren bereits ziemlich weit vor uns. Ein Engländer aber, der noch zurück war, holte uns ein und segelte fast neben unserm Schiffe vorbei. Da indeß das Schiff dem unsrigen den Wind entzog, ehe es uns vorkam, und das englische Schiffsvolk laut darüber lachte und spottete, so wurde Kapitän Fokkes ärgerlich, ließ nun mehrere bis dahin müßige Segel in Thätigkeit bringen und sagte die Worte: „Teuf! es will dieh!“ Die Engländer, welche einige Büchschüsse weit vor uns gekommen waren, strengten sich zwar gewaltig an, vor uns zu bleiben, aber mit jeder Minute sahen wir, daß wir ihnen näher kamen. Nach etwa 15

Minuten war unser Ocean rechts neben dem englischen und raubte ihm den Wind dermaßen, daß alle Segel des englischen Schiffes erschlafften, und Alles, was auf unserm Ocean Athem hatte, klatschte in die Hände, um die Engländer für ihren Jubel zu bestrafen; unsere Matrosen hielten auch ein Tau in der Hand und winkten aus Spott den Engländern, es anzufassen, wenn sie mit uns fort wollten. Nun hatten unsere Schiffer Genugthuung, und dieß ermunterte sie alle, zu versuchen, ob wir nicht noch an demselben Tage alle die Schiffe, welche mit uns zugleich in die Nordsee gegangen waren, wieder einholen könnten; wirklich waren sie nach etwa 3 guten Stunden schon alle wieder eingeholt, und gegen Abend waren wir schon so weit voran, daß wir nicht ein einziges derselben mehr sehen konnten. So schnell segelte der Ocean.

Am zweiten Abend nach unserer Abfahrt von Kurhaven sahen wir das Feuer auf den brittischen Leuchtthürmen, welches uns ein herrliches Schauspiel gewährte, und weshalb wir alle erst nach Mitternacht zu Bette gingen. Am nächsten Morgen früh sahen wir rechts vor uns die englische, und links die französische Küste, und kamen nun in den großen, 90 deutsche Meilen langen Kanal, der England von Frankreich trennt. Beide hohe und steile Ufer schienen uns sehr nahe zu seyn, als wir uns in der Mitte zwischen denselben befanden, und es kam mir unglaublich vor, als Kapitän Fokkes uns sagte,

daß dieser Kanal an seiner schmalsten Stelle, wo wir uns gerade befanden, dennoch 7 geogr. Meilen breit sey. Das französische Seeufer ist abwechselnd röthlich und gelb, das englische aber eine ganze Strecke hin schneeweiß. Je weiter wir in den Kanal hinein kamen, desto breiter wurde er, die Ufer entfernten sich immer mehr, bis sie sich endlich ganz verloren. Kaum waren wir in den Kanal gekommen, als wir widrigen Wind bekamen; es wurde daher beständig labirt, weshalb wir 14 Tage lang in demselben schiffen mußten, ehe wir in den großen atlantischen Ocean gelangten. Während dieser Zeit fingen wir oft Fische an der Angel, und die Schiffsleute schossen mit der Hapune und andern Instrumenten die Makrelen, liebliche Speisefische, an denen wir oft eine herrliche Mahlzeit hatten, weil sie so wohlschmeckend sind. Wir trafen dort viele englische Fischer, die diese Fische nach Hamburg zum Verkaufe bringen, und einem von solchen gab der Kapitän Briefe an seine Frau und den Kaufmann Behrend Rhode in Hamburg, den Eigenthümer des Ocean, mit, wofür er diesem Fischer 3 Rthlr. an Gelde. und eine ganze Menge Fleisch und Brot gab.

Beim Eingange in den atlantischen Ocean hatten wir in der Nacht ein sehr starkes Gewitter, welches nicht nur uns Alle aus dem Schlafe erweckte, sondern uns auch in nicht geringe Besorgniß und Furcht setzte, wobei ich zum ersten Male

bange wurde, denn das Schiff bewegte sich so ungeheuer stark, daß wir in unserm Bette bald auf dem Kopfe, bald auf den Füßen standen, wobei mir so übel wurde, als ob ich mich erbrechen sollte; deswegen stieg ich aus dem Bette, um aufs Berdeck zu gehen, konnte aber die Treppe nicht finden, weil ich alle Augenblicke von einer Seite zur andern taumelte. Während dessen ich so auf dem Boden umherpurzelte und kroch, fiel einer unserer Mitpassagiere mit einem entsetzlichen Gepolter und Geschrei aus seiner Hängematte, welche an einem Ende nicht stark genug befestigt gewesen war. Endlich gelang es mir, die Treppe zu erreichen und aufs Berdeck zu kommen, wo ich den Kapitän selbst kommandiren hörte, den ich sogleich fragte, ob wir wohl außer Gefahr wären? „Ja wohl!“ antwortete er mir, „das ist ein herrliches Wetter, es geht als wenns geschmiert wäre, das Schiff segelt in einer Wache 14 deutsche Meilen; steigen Sie nur wieder hinunter zu ihrer Frau, und sagen Sie ihr, daß wir nichts zu fürchten hätten. Wenn wir nur immer solches Wetter behielten, setzte er noch hinzu, dann würden wir Amerika bald erreichen.“ Aber es währte dieß herrliche Wetter kaum noch 1 Stunde, dann legte sich der Sturm nicht nur, sondern es wurde auf mehrere Stunden eine völlige Windstille, und so munter unser Kapitän um Mitternacht war, so mürrisch war er am Morgen, als sein Ocean ganz stille und ruhig lag, die Matrosen aber lachten heimlich wie die Schelme;

denn da diese Leute alle ein gewisses Geld für die Monate bekommen, die sie zu Schiffe sind, so wünschen sie auch, daß jede Fahrt viele Monate dauern möchte, damit sie mehr Geld verdienen. Während der ganzen Reise auf der See hatten wir nur sehr wenig guten Wind, und weil wir mitten im Sommer diese Reise machten, so traf sich, daß wir oft 2 Tage lang eine völlige Windstille hatten. Auch war die Hitze die ganze Zeit über ungemein stark, und wurde in unserm eingeschlossenen Behälter im Mitteldeck oft unerträglich, weshalb wir uns, auch bei Sonnenschein, lieber oben auf dem Deck aufhielten, wo uns die Sonne die Gesichter und Hände dunkelbraun gefärbt hatte. Wir freueten uns immer bei der Ankunft des lieben kühln Abends, und ich nebst meiner Frau blieben oft oben, bis des Morgens 2 Uhr, weil man unten sich vor Hitze nicht zu lassen mußte und sich im Schweiß badete. Am schlimmsten war es dann für uns, wenn Regenwetter einfiel, welches jedoch, zum Glück für uns, nicht oft der Fall war. Dann mußten wir uns entweder oben dem Regen preisgeben, oder unten eine stickende Hitze aushalten, weil alsdann die Luken so dicht zugemacht wurden, daß auch nicht die geringste frische Luft hineindringen konnte; auch war es alsdann in diesem Behälter so finster, daß man nicht einen Schritt weit vor sich sehen konnte. Schon habe ich erinnert, daß dieser Behälter, als ich das erste Mal den Ocean bestieg, so schön durch Glas-

Kugeln erleuchtet war; aber diese Kugeln waren alle herausgenommen, ehe wir zu Schiffe kamen, und theils über der Kajüte und deren Nebenzimmer, theils über dem Schlafgemache der Steuerleute angebracht, obgleich diese Zimmer vorher schon Licht in Überfluß hatten. Es war wirklich böshaft von diesen Leuten gedacht, daß sie uns auch nicht eine Lichtkugel gelassen hatten, da wir doch alle für unsere Fracht so viel Geld bezahlten.

Die Passagiere im Mitteldeck der deutschen Schiffe müssen sich gewöhnlich viele niedrige Behandlungen gefallen lassen. Es ist auch außer der Regel, wenn der Kapitän und seine vornehmen Kajüten-Passagiere sich einmal so weit herablassen, mit einem Passagier im Mitteldeck zu sprechen, die nach ihrer Meinung so tief unter ihnen stehen. Ich kenne keine größere Unmaßung, als wenn ein Mensch darauf stolz ist, daß er mehr Geld bezahlen konnte als andere, nur dafür eine kurze Zeit besser lebt, und diesen Dünkel allenthalben zeigt.

In der ersten Hälfte der Seereise besserte sich meine Gesundheit mit jedem Tage, ich fühlte mich so wohl, als es vorher in vielen Jahren nicht der Fall gewesen war. Dann aber wurde dieß Glück durch die schlechte Gesellschaft, in welcher ich zu leben genöthigt war, unterbrochen. Von den beiden Ballstedtern mußte ich nicht nur die größte Undankbarkeit erfahren, sondern auch die niederträch-

rigste Behandlung erdulden, welches ich nur um derer willen zur Warnung hier anführe, welche nach Amerika mit dem Vorsatz reisen wollen, um dort als Landbebauer ihr Glück zu suchen, und deswegen wohlzuthun glauben, wenn sie vaterländische Gehülfsen, die sie dort allerdings sehr bedürfen, aus dem Vaterlande mitzunehmen gedenken. Mag man die beste Absicht mit diesen Leuten haben; mag man auch noch so gefällig gegen sie seyn; mag man auch die blündigsten Versprechungen von ihrer Seite entgegen genommen und die heiligsten Beiträge mit ihnen abgeschlossen haben; — immer wird man von ihnen mit Undank, Unredlichkeit u. dergl. belohnt werden, und es wird nur seltene Beispiele geben, wo man es nicht zu bedauern hat, sich mit solchen Leuten belastet zu haben.

Ich will die Leser nicht mit Einzelheiten bescheligen, die es klar darthun würden, daß die Wallstedter, die doch von den Ihrigen an mich gewiesen waren, für die ich schon so manches Geldopfer gebracht hatte, und deren Glück gewissermaßen in meine Hände gegeben war, durch ihr freches und ruchloses Betragen gegen mich während der Reise, durch ihre vielfältigen Neckereien mir das Leben so sauer machten, daß ich mich schon auf der Reise ganz von ihnen zurückziehen mußte ohne Hoffnung für meine baaren Auslagen für sie auch jemals nur den geringsten Ersatz zu erhalten.

Die Gesellschaft unterm Deck bestand, außer mir, meiner Frau und den beiden Ballstedtern, noch aus 3 Passagieren, 1. einem Glückstädter, 2. einem Musikus aus Drau in Sachsen und 3. noch aus einem jungen Sachsen, dessen Geburtsort ich vergessen habe.

Der Glückstädter war unter Allen der Gottloseste, der nicht eher ruhete, bis es ihm gelang, die beiden Ballstedter mir gänzlich abtrünnig zu machen; ich mußte es selbst anhören, daß er zu ihnen sagte: „was wollt ihr bei dem alten Kerl euch abarbeiten? der geht mit euch in die Wildniß, und ihr müßt, wie die Neger, für ihm arbeiten, u. s. w. Wenn ihr aber in Philadelphia bleibt, euch dort verdingt und arbeitet, da könnt ihr Geld über Geld verdienen und binnen kurzer Zeit reich werden —.“

Von diesem Menschen lernten die beiden Ballstedter die abscheulichsten Flüche und Schwüre, die sie bei der geringsten Veranlassung, besonders aber beim Spiele gebrauchten, wobei sie sich beständig zankten, welches dann dem Spiele, wie gewöhnlich, ein Ende machte. Neue Lust zum Spiele aber machte sie bald wieder einig, um von Neuem zu spielen, auch wurden die abscheulichsten Zoten geredet und gesungen, alles um mich zu ärgern und zu kränken.

Doch konnte ich es immer noch nicht lassen, meine Ballstedter zu ermahnen, sich besser zu betragen, und als ich dieß einst that, sprang der obgenannte Glückstädter auf, schalt mich einen alten Bär, drohete mir mit der Faust über meinem Kopfe, bei den entsetzlichsten Flüchen und Schwüren: wofern ich den jungen Ballstedtern noch ein Wort sagen würde, so wollte er mich massakriren, und die übrigen stellten sich neben ihn mit der Miene, als wollten sie, wenn ich viel sagen würde, mit zuschlagen, darum mußte ich meine Ermahnungen einstellen und sagte meinen Ballstedtern von nun an kein Wort mehr. Bisher hatten wir 7 Mitteldeck's-Passagiere immer an einem Tische gegessen, nun aber wollten diese Menschen uns beide Alten auch gern aus dieser Gesellschaft entfernen; weil sie dieß aber nicht mit Gewalt thun durften, so brauchten sie andere Mittel, nämlich Boten und Unflätereien, die nun auch beständig während der ganzen Mahlzeit getrieben wurden. Die Speisen nahmen sie oft mit den Fingern aus der Schüssel, und trieben sonst noch Unflätereien, die so abscheulich sind, daß ich mich schäme, sie hier niederzuschreiben. Nun ließ ich mir von dem Koch meinen Mundtheil Speise allein geben und aß oben auf dem Verdeck des Schiffs. Meine Frau ertrug die Abscheulichkeiten noch einige Tage lang und aß dann auch mit mir oben auf dem Deck. — Aber auch da ließen diese bösen Menschen uns nicht ganz in Ruhe unsere Mahlzeit verzehren, sondern einer

einer von ihnen stellte oder setzte sich jedesmal nahe vor uns und sah uns während der ganzen Mahlzeit stillschweigend mit seinen großen Augen höhnisch an, bloß um uns zu ärgern.

Nimmermehr hätte ich es glauben können, wenn ich es nicht selbst erfahren hätte, daß Menschen die bessern Gefühle ihres Herzens so gewaltsam unterdrücken könnten, am wenigsten aber von diesen Ballstedtern, denen ich so viel Gutes gethan hatte, denen auch meine Frau während des Aufenthalts in Hamburg und auf der ganzen Reise zur See reine Wäsche besorgte und Wäsche und Kleidung beständig ausbesserte, und dieß noch that, als sie schon so strafbar gegen uns handelten.

Wenn ich irgend dazu aufgelegt war, so schrieb ich oben auf dem Berdeck, oder ich las in Büchern. Dazu suchte ich mir dann eine bequeme Stelle aus, und machte von den Materialien, die vorhanden waren, so gut als es gehen wollte, eine Art von Tisch und einen Sitz. Sobald ich aber nur einmal aufstand und einen Schritt weit von meinem Platze war, sogleich nahm einer von den Buben meinen Platz ein, und ich mußte mein Geschäft aufgeben, oder mir einen andern Platz suchen. — Meiner Frau ging es nicht besser; so oft sie einmal von ihrem Platze, wo sie strickte oder nähete, aufstand, nahm jedesmal einer von den genannten Buben ihre Stelle ein, bis sie sich einen andern

Platz gesucht hatte. Viele andere niedrige Begegnungen, Schlichtigkeiten und Schmähreden, die wir von diesen Menschen ertragen mußten, übergehe ich mit Stillschweigen, um nicht dieses Kapitel, welches ohnehin länger wird als ich vorher dachte, dadurch noch mehr zu verlängern.

Dem Kapitän Fokkes die an uns verübten Ungerechtigkeiten zu klagen, hätte zu keiner Abhülfe geführt, weil auch dieser während der Zeit, als wir uns auf der See befanden, ein ganz anderer Mann geworden war. Bei ihm wurde ich täglich von dem mehrgenannten Glückstädter verläumdert, und diese Verläumdungen mochten wohl nicht wenig dazu beigetragen haben, daß Kapitän Fokkes, der sonst so artig und freundlich gegen mich war, nun grob und massiv ward. Sonst erkundigte er sich täglich nach meinem Befinden und war die Artigkeit selbst; seit der Zeit aber, daß die genannten Burschen uns so ungerecht und schlecht behandelten, sprach auch er nicht mit mir. Sonst rief er mir, sobald er mich des Morgens erblickte, recht freundlich einen guten Morgen zu, jetzt aber antwortete er auf meinen guten Morgen nicht; sonst redete er freundlich mit mir, so oft wir uns auf dem Berdeck trafen, nun aber hätte er mich umgelaufen, wenn ich ihm nicht immer weit genug aus dem Wege gegangen wäre, denn er richtete die Augen immer in die Höhe, um mich nicht zu sehen. Diesem Manne, der so abscheulich böse that, ob

ich ihn gleich mit keiner Miene, und noch weniger mit einem Worte beleidigt hatte, konnte und wollte ich die niederträchtige Behandlung von den mehrgenannten Menschen nicht klagen, weil es mir doch nichts geholfen hätte. Er mußte auch Alles was vorgefallen war recht gut, und da er mit den bösen Burschen, besonders mit dem ärgsten unter allen, dem Glückstädter, freundlich sprach, und die abscheulichsten Boten dieser Leute nicht nur billigte, sondern oft auch selbst mit einstimme, so mußte ich glauben, daß er auch ihr niederträchtiges Betragen gegen mich billige. Ich ergab mich daher in mein Schicksal und ertrug Alles, was mir zu ertragen auferlegt war. Meine Leiden, meinen Kummer und Verdruß vermag ich zwar nicht zu schildern; sie waren unbeschreiblich groß, während der Wochen, da ich unter diesen Menschen leben mußte. Es ist das größte Unglück, wenn man seinen Feinden nicht ausweichen kann und beständig in ihrer Nähe seyn muß. Oft wünschte ich einen Orkan, weil ich dann, während jeder an seinem Plaze ruhig bleiben mußte, doch Frieden hatte; aber nur selten kamen solche Perioden. Ach, die zweite Hälfte dieser Reise zur See dünkte mir eine Ewigkeit lang. Die unverschuldeten Leiden und der nagende Verdruß hatten auch auf meine Gesundheit einen sehr nachtheiligen Einfluß; mit jedem Tage wurde ich schwächer, weil ich nur sehr wenig genießen konnte. Doch die gesunde Luft, die ich täglich genoß, erhielt mich; und verhütete eine wirkliche Krankheit.

Nichts von großer Bedeutung fiel übrigens während dieser Seereise vor. Stürme hatten wir, wie schon erinnert, nur sehr wenige und nie einen, der anhaltend war. Aber oft hatten wir eine gänzliche Windstille, und das Meer glich dann einer großen Spiegelfläche. Ein herrliches Schauspiel gewährte mir dann diese große echt himmelblaue schöne und prachtvolle Fläche. Die Farbe des Elbwassers ist blaß und etwas trübe. Diese Farbe nähert sich dann immer mehr der grünen, je näher man der Nordsee kommt. Beim Eingange in diese wird es erst hellgrün und dann weiterhin grasgrün. Kommt man den Küsten von England und Frankreich näher, dann verliert das Wasser wieder die grasgrüne Farbe und wird erst wieder blaßgrün, und in dem Kanale, der England und Frankreich trennt, nimmt es wieder die gewöhnliche Farbe des süßen Wassers an. Beim Ausgange aus diesem Kanal wird es erst wieder grünlich, und diese Farbe verwandelt sich dann immer mehr ins Blaue, je weiter man in den großen atlantischen Ocean kommt. Nach einigen Tagereisen in demselben wird das Wasser dann recht schön himmelblau. Kommt man der Küste von Amerika wieder näher, da nimmt das Wasser allmählich wieder erst die dunkelgrüne Farbe an, die dann wieder hellgrün und in der Bai der Delaware wieder blaß wird. Das Meerwasser war allenthalben, wo man es auf unserer Reise schöpfte, recht hell und klar, wie das schönste Quellwasser. In dem atlantischen Ocean fand ich

das Wasser noch weit salziger, als in der Nordsee. Das Wasser in dem Golfströme soll, nach der Behauptung Mehrerer, lauwarm seyn, ich fand es jedoch nicht merklich wärmer als das übrige Meerwasser.

Wenn man zur Nachtzeit über Bord ins Meer sieht, so ist es, als wenn nahe am Schiffe viele glühende Kohlen schwämmen, und am Vordertheile des Schiffs sieht es, besonders wenn dasselbe schnell segelt, aus, als durchschnitte es einen ungeheuren Haufen starkglühender Kohlen, die hie und da kleine bläuliche Flammen geben; dieß hat, ehe man daran gewöhnt ist, ein recht schauerliches Ansehen. Es ist dieß der Schaum, den das Schiff durch das starke Einschlagen ins Wasser mit seinem Vordertheile und durch sein starkes Fortsegeln zuwege bringt; das Glühende dieses Schaums bringen wahrscheinlich die vielen Salpetertheile des Meerwassers zuwege.

Recht majestätisch ist das Wogen des Meers, wenn es Berge thürmt, deren Gipfel sich den Wolken zu nähern scheinen, und man im Nu an derselben Stelle, wo der Berg stand, einen Abgrund erblickt, dessen Tiefe das Auge nicht zu erreichen vermag, weil es unten schwarze Nacht ist. Dieß Entstehen und Verschwinden der ungeheuren Berge und schaudererregenden Abgründe sieht man dann allenthalben um sich her, nah und fern. Der

Schaum des Meerwassers giebt den Wogenbergen ein solches malerisches Ansehen, als wären sie zum Theil mit großen Schneemassen bedeckt. Sind die Wogen und Wellen des Meeres nicht ganz so groß, so kommt es einem vor, als befände man sich mitten in einem ungeheuren großen Thale; denn man hat vor, hinter und neben sich Berge, und immer ist's, als müßte das Schiff einen ungeheuren Berg ersteigen, dessen Gipfel man aber nie erreicht. Alle diese Wogenberge scheinen zwar nicht ganz, aber doch an vielen Stellen mit Schnee bedeckt zu seyn; ohngefähr so, als wenn man zur Zeit des Winters auf dem Lande, wenn Thauwetter eingetreten und der Schnee an vielen Plätzen schon weggeschmolzen ist, in ein ungeheuer großes bergiges Feld sieht: denn die Wogen machen viel Schaum, der das Ansehen hat, als wäre es Schnee.

In dem Kanale begegneten uns mehrere von Amerika kommende Schiffe, die sich dort in dem engen Fahrwasser zusammen drängten; in dem atlantischen Ocean aber sahen wir nur selten einmal ein Schiff am fernen Horizont. Wenn Schiffe einander begegnen, und sie nicht zu weit von einander entfernt sind, so ist's Gebrauch, daß sie sich einander begrüßen, welches auf folgende Art geschieht: Sie hängen beiderseits die große Flagge auf dem Hintertheile des Schiffs aus, ziehen (in der Schiffersprache hissen) solche dann dreimal langsam in die Höhe und lassen sie so auch wieder nieder. In

jeder Flagge ist des Landes Wappen, welchem das Schiff angehört, befindlich; z. B. Hamburg führt 3 große Thürme, die vereinigten Staaten 22 Sterne u. s. w. Ohngefähr mitten auf dem atlantischen Ocean begegnete uns ein Schiff und ließ früher wie gewöhnlich eine rothe Flagge sehen; unser Kapitän ließ den Gruß nicht erwidern, und als er um die Ursache befragt wurde, sagte er, daß dieß ein Algierer Seeräuber sey, und ließ den Befehl ergehen, daß Alles, was auf dem Schiffe lebte, oben auf's Berdeck kommen und hin und her durch einander gehen sollte, damit der Räuber glauben möge, dieß wäre kein Kauffarthei = sondern ein Transportschiff, auf welchem eine große Menge Menschen sich befänden, aber keine Waaren und Güter. Der Ober = Steuermann kam indeß zu mir, indem ich vorn auf dem Berdeck bei meiner Frau saß und eine Pfeife Taback rauchte, „und Ihnen schmeckt das Pfeifchen noch?“ sprach er, „wenn der Räuber kommt, so sind wir alle verloren; er schlachtet Alles was auf dem Schiffe lebt!“ Ich antwortete ihm ganz mit Ruhe, daß mir mein Leben eben nicht sehr theuer sey. Der Bootsmann, der neben mir Geschäfte hatte, sprach dagegen verstohlen zu mir, als sich der Steuermann entfernt hatte: „Das haben Sie gut gemacht!“ Nun fragte ich ihn, ob er denn auch glaube, daß das uns nahe kommende Schiff ein Raubschiff sey? „Nein,“ sagte er, „so etwas lasse ich mir nicht weiß machen, denn dazu habe ich schon zu lange in der See gefahren, als

daß ich mich noch sollte aufziehen lassen; in diese Gegend kommt der Algierer Räuber gar nicht.“ Dieß sprach er leise zu mir, und wollte mir noch mehr sagen, ward aber durch einen Matrosen, der ihn anredete, unterbrochen.

Der vermeinte Räuber segelte indeß vorüber und ließ uns in Frieden, und Alles, was vorher angst und bange war, wurde wieder munter und heiter. Nach einigen Stunden aber hatte der Kapitän wieder gesagt, er fürchte nicht mit Ungrund, daß der Räuber umkehren und uns in der nächsten Nacht wieder einholen könne. Man brachte mir diese Botschaft vorn aufs Schiff, wo ich mit Lesen mich beschäftigte, ich aber gab kurz die Antwort: er mag! Unsere Gesellschaft blieb in der kommenden Nacht bis gegen den Morgen auf dem Berdeck, ich und meine Frau aber gingen diesmal ungewöhnlich früh zu Bette und schliefen ruhig, ohne von einem Räuber gestört zu werden.

Hatte Kapitän Fokkes bloß die Absicht uns aufzuziehen, so war dieß ein sehr unbesonnener Scherz; denn wie leicht konnte dadurch ein Unglück entstehen! In der Kajüte logirten ein junger Kaufmann aus Hamburg, Namens Hartung, und ein Ökonom gebürtig aus dem Mecklenburgischen, Namens Ruge nebst seiner hochschwangeren Frau und einem kleinen Sohne, der ohngefähr 1 Jahr alt war. Was für schlimme Folgen konnte nicht der

Schrecken bei der Schwangern haben! Vielleicht aber wußten seine Kajüten-Passagiere um die Sache und stellten sich nur so, als wären sie angst und bange, um uns auch angst und bange zu machen. Es muß doch wohl nur eine elende Freude seyn, die Menschen darüber empfinden, daß sie ihre Mitmenschen in Furcht und Schrecken bringen.

Auf deutschen Schiffen ist der Gebrauch, daß die Matrosen jeden, der noch nicht über das Meer gefahren ist, und zum ersten Male diese Reise macht, ohngefähr auf der Hälfte derselben hängeln, welches auf folgende Weise geschieht: Abends zuvor, sobald es dunkel wird, bringen sie heimlich vorn vom Schiffe ein brennendes Feuer auf das Meer, und sobald es in einer kleinen Entfernung vom Schiffe recht stark brennt, machen sie Lärm, um die Aufmerksamkeit der Passagiere darauf, als auf eine außerordentliche Erscheinung zu lenken, sagend: der Meeresgott Neptun lasse sich im Feuer sehen und werde Morgen seine Diener schicken u. dgl. m. Am andern Morgen verschließen sie früh die Schlafgemächer dieser neuen Reisenden, lassen dann, wenn sie aus dem Bette sind, einen nach-dem andern, den sie mit Namen rufen, herauskommen, von dem Ältesten bis zum Jüngsten. Da ich in unserm Behälter der Älteste war, so wurde ich zuerst ersucht, auf das Berdeck zu kommen, wo ich mich auf einen Stuhl setzen mußte. Die Matrosen, die sich alle sonderbar verummumt und sich die Gesichter entweder bemalt oder

verlarvt hatten, stellten sich alle ~~um mich herum~~, banden mir mit einem Tuche die Augen zu, seiften mir, wie es mir vorkam, den Bart ein und barbierten mich; als aber der Barbier fertig war, wurde mir, ehe ich aufstand und mir die Augen wieder geöffnet wurden, ein Eimer voll Wasser über den Kopf gegossen. Nun mußte ich mich erst ordentlich waschen, denn Statt Seife hatte man mich mit Kienruß geschwärzt. Ich kam noch leidlich davon, denn den andern Passagieren, die nun einer nach dem andern gerufen wurden, malte man die Gesichter ganz schwarz, und diesen goß man zum Theil wohl 10 Eimer Wasser auf den Kopf; selbst dem Ober-Steuermann, der auch noch nicht nach Amerika gewesen war, ging es nicht besser. Für diesen Spaß wird nachher den Matrosen ein beliebiges Trinkgeld bezahlt.

Bewunderung und Freude erregten uns die Fische, die sich unserm Schiffe in ungeheuren Schaa- ren näherten. Am häufigsten sahen wir die von den Matrosen so genannten Meerschweine, die sich mit einem Geräusch wie Schweine unserm Schiffe näherten und auch das Ansehen einer ungeheuren Heerde Schweine haben. Sie haben alle die Farbe der mit Branntweinswäsche gemästeten Schweine und die größten unter ihnen mögen wohl über 100 Pfund schwer seyn. Oft gingen sie wohl eine Viertelstunde lang neben unserm Schiffe her, alle mit den Rücken aus dem Wasser. Gefangen

wurden von diesen Fischen keine. Mehre Male sahen wir auch einen großen Haiſch, den man aber, weil er zu groß war, auch in Frieden ziehen ließ. Als sich aber einmal ein junger Haiſch sehen ließ, wurde er mittels einer Lockspeise an der Angel gefangen, und während er an derselben zappelte von Kapitän Fokkes mit der Harpune durchschossen. Die Matrosen zogen ihn dann auf das Schiff, wo er noch lange zappelte, ehe er sich gänzlich verblutete. Dann zog ihm der Koch die Haut ab, und bereitete ihn zu einer Mahlzeit; seine Länge war etwas über 4 Ellen. Die schönsten Fische, die ich je gesehen habe, sind die Delphinen, von welchen die größten ohngefähr anderthalb Ellen lang waren; von diesen wurden viele mittels der Harpune gefangen. Ihre Farbe ist goldgelb mit grün und blau durchflammt. Gebraten schmecken sie vortreflich, so, daß ich ihnen den Vorzug vor allen Seefischen geben möchte. Fliegende Fische sahen wir ebenfalls sehr oft, welche, wenn der Haiſch, dessen Speise sie sind, ihnen nahe kommt, ohngefähr 300 Schritte über dem Wasser in der Luft fortfliegen und dann wieder ins Wasser gehen. Einen einzigen recht großen Fisch sahen wir während unserer Reise. Er richtete sich bei Sonnenschein auf dem Wasser etwa 20 Ellen hoch gerade in die Höhe, machte einen großen Bogen, und tauchte dann mit dem Kopfe wieder ins Meer. Als er ganz wieder in dem Wasser zu seyn schien, bließ er zwei große Ströme Wasser, gleich denen

denen der Feuersprützen, nach Art der Wallfische, gerade in die Höhe, die oben eine Wolke bildeten. Er hatte die Dicke eines sehr starken Eichbaums. Nach der Versicherung des Kapitäns sollte dieser Fisch, den er Nordkaper nannte, mehr als 100 Ellen lang seyn.

Am zweiten Tage zuvor, ehe wir die Küsten von Amerika sahen, sagte uns ein Matrose, er könne Amerika schon riechen! Wir lachten darüber, als wir aber unsere Nasen recht richteten, spürten wir auch alle einen süßen angenehmen Duft, weil ein sanfter Wind uns von dorthier entgegen kam.

Am folgenden Morgen kamen uns mehrere Boote mit Lootsen entgegen und unser Kapitän dung einen von diesen Leuten, der für 36 amerikanische Dollars die Leitung des Schiffes bis in den Hafen von Philadelphia übernahm. Der Mann war ganz vorzüglich aufmerksam bei der Führung des Schiffes, nur konnten wir Passagiere kein Wort mit ihm wechseln, weil er kein Deutsch verstand. Wir waren zur Nachtzeit der Bay der Delawara nahe gekommen und hatten das Land der Freiheit aus der Ferne noch nicht gesehen. Des andern Morgens beim Anbrüche des Tages riefen uns die Matrosen zu: wenn wir Amerika sehen wollten, ehe wir ins Land hinein kämen, so müßten wir geschwind aufs Ber-

beck kommen. Das Schiff ging jetzt gerade in die Bay der Delaware und nach etwa einer Viertelstunde sahen wir auch schon rechts und links das Land, welches wir längst mit großer Sehnsucht zu sehen gewünscht hatten, zwar noch in der Ferne, denn die Bay ist in ihrer Mündung sehr breit; aber je weiter wir hineinkamen, desto näher kamen uns die beiderseitigen Ufer. Wir liefen nun von der einen Seite des Schiffs zur andern, um nichts zu übersehen und nichts zu verfehlen, und doch hatte bald der Eine dieß, der Andere das gesehen, was die Übrigen nicht gesehen hatten. Es ist eine unbeschreibliche Freude, wenn man in einer so langen Zeit nichts als Himmel und Wasser sah, und nun auf einmal das herrliche Grün der Wälder, der Berge, der Thäler und Felder, nebst den darin lebenden Geschöpfen Gottes wieder erblickt. Die romantischen Gegenstände der beiderseitigen schönen niedrigen Ufer dieses Stromes gewährten uns Allen das größte Vergnügen, und Alles war heiter und athmete Freude.

Ohngefähr 6 englische Meilen von Philadelphia, bei Neu-Kassel, mußten wir Halt machen, die Anker werfen und auf die Gesundheits-Kommission aus dem dortigen Lazareth warten, wo wir uns wohl 3 Stunden lang verweilen mußten, ehe uns die Reihe traf, weil noch mehrere Schiffe aus dieser Ursache dort vor Anker lagen. Endlich kamen denn die Gesundheits-Beamten auch an Bord un-

fers Schiffs. Der Kapitän ging mit ihnen in die Kajüte und hielt mit ihnen eine ziemlich lange Unterredung in englischer Sprache. Dann mußten alle, die auf dem Schiffe waren, sich in Reihe und Glied stellen, um von diesen 3 Männern besehen zu werden; wir wurden darauf alle für gesund erklärt. Wegen des Wassers aber, das die Matrosen aus dem Schiffe pumpten, und von welchem sich die genannten Herren ein gefülltes Glas bringen ließen, erhielt unser Kapitän einen Verweis, ob er gleich einige Stunden zuvor das faule Wasser schon hatte auspumpen und frisches hineingießen lassen. Doch gaben sie ihm eine schriftliche Bescheinigung und trollten dann ab. Die Matrosen lichteten nun die Anker, die Fahrt nach Philadelphia wurde fortgesetzt und nach einigen Stunden waren wir dort. Es geschah dieß am 20. September, Nachmittags 2 Uhr, und unsere Reise zu Wasser war für das Mal glücklich beendigt.

Wir blieben an diesem Tage noch am Bord des Schiffes, weil wegen einer großen Menge anderer Schiffe, die in diesem Hafen vor Anker lagen, dasselbe noch nicht nahe an die Stadt gebracht werden konnte. Unsere erste amerikanische Speise waren Wasser = Melonen, die an Bord unsers Schiffs gebracht wurden. Sie werden dort so groß als bei uns die Kürbisse, schmecken sehr süß und angenehm und haben sehr vielen Saft. Sie wer-

den dort, so wie auch die Kürbisse, in den Maisfeldern in ungeheurer Menge gewonnen und sind deswegen spottwohlfeil. Der Hafen von Philadelphia ist ungeheuer groß, geräumig und bequem. Die Schiffe, welche ein und ausgeladen werden, liegen dicht am Ufer der Delaware, welches dicht an die Stadt gränzt und hier sehr schön aufgemauert ist, so daß die Waaren aus dem Schiffe gleich in die Wagen geladen werden können, und umgekehrt. Wenn wir in Hamburg an unser Schiff wollten und wieder retour, so mußte dieß immer mittelst eines Schiffers nebst einem Fahrzeuge geschehen, welches allemal jeder Person 4 Schillinge kostete; hier aber konnten wir, wenn auch das Schiff noch 100 Schritte vom Ufer entfernt lag, allemal über die andern Schiffe weg zu Fuße, und also ohne Kosten, in die Stadt und wieder zurückgehen.

Als ich nach 11 Wochen weniger einem Tage, die wir zu Schiffe gewesen waren, das erste Mal den festen Boden in Philadelphia betrat, überfiel mich ein Schwindel und es kam mir vor, als wäre der Weg so uneben gewesen, daß ich immer mit jedem Fuße von der Höhe in eine Niederung getreten wäre, auch als wenn sich die Häuser und andere Gegenstände bewegt hätten, und dieß währte wohl eine Viertelstunde lang.

Philadelphia ist ohne Widerspruch eine der schönsten Städte auf der Erde; sie hat lauter ge-

rade und sehr breite Straßen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden und große prachtvolle massive Häuser, theils von Backsteinen, theils von schönen weißen Quadern, theils aber, an der Vorderseite, sogar von Marmor.

Viertes Kapitel.

Aufenthalt in Philadelphia und dort gemachte Erfahrungen.
Reise in den Berks = Kreis und kurzer Aufenthalt in der
Oly = Ortschaft.

Ehe wir unsere Sachen in die Stadt brachten, wurden diese am Bord des Schiffes erst alle von Polizeiwegen besichtigt. Betten, Kleidungsstücke und Hausgeräthe waren frei; andere Sachen aber, die wir dort verkaufen wollten, mußten verzollt werden. Für das Wiener Piano-Forte, welches ich aus Hamburg mitnahm, mußte ich 20 Dollars bezahlen, und für einige Stücke feine Leinwand, Muselin und linnen Band, etwas über 5 Dollars. Das Piano-Forte wurde mir dort sehr zur Last, denn ich mußte, es weit in die Stadt, nach dem Zollhause transportiren lassen, wo es besehen wurde, und von da wieder nach einem andern Hause, wo es aufgestellt und gestimmt wurde; und bis es verkauft seyn würde, stehen sollte. Alles dieß war mit verdrießlichen Kosten verbunden.

Als ich nebst meiner Frau in die Stadt ging, um einen deutschen Wirth aufzusuchen, bei dem wir logiren wollten, bis sich weitere Aussichten für uns finden würden, gingen wir erst eine Weile spazieren, und betrachteten manche Merkwürdigkeiten in dieser Stadt, denn wir hatten den Namen, die Straße und Hausnummer eines solchen Wirths auf dem Papiere und glaubten, es könne uns nicht fehlen, ihn zu finden. Wirklich fanden wir auch die Straße und das Haus; der Wirth aber wohnte dort nicht mehr, denn die Leute in dem Hause verstanden uns nicht und wir sie nicht. Nun fragten wir jeden, der uns auf der Straße begegnete, um einen deutschen Wirth; aber Alle schüttelten die Köpfe, und Viele sagten dabei: „versteh not!“ So gingen wir wohl eine Stunde lang Straße auf und Straße ab, und weil der Abend kam und in den meisten Häusern bereits das Licht brannte, so kamen wir in Verlegenheit und meine Frau fing an bitterlich zu weinen und zu klagen, daß wir doch nun die Nacht auf der Straße zubringen müßten. Endlich kam quer über die Straße ein Mann auf uns zu gegangen, der uns in unserer Sprache fragte, ob wir Jemand suchten? Dem klagten wir nun unsere Verlegenheit, und er sagte uns, daß wir kurz vorhin mehrere Deutsche angeredet und gefragt hätten, die sich aber so gestellt hätten, als könnten sie nicht deutsch sprechen. Es gäbe dort, sagte er, viele Deutsche, die sich ihrer Muttersprache schämten, und kein deutsches Wort sprechen wollten.

Er zeigte uns nun in der Ferne ein Schild und sagte, daß in dem Hause ein deutscher Wirth, mit Namen Heinrich Schröder, wohne, bei dem wir logiren könnten. Dieß war die dritte Nordstraße.

Schröder, ein geborner Hesse, nahm uns unter der Bedingung auf, daß wir ihm für Wohnung, Bett und täglich dreimalige Speisung wöchentlich 5 Dollars bezahlen sollten, und weil ich nicht billiger mit ihm affordiren konnte und er sich davon nichts wollte abdingen lassen, so ging ich das ein.

Das Auffallendste und Widrigste war mir hier die elende sogenannte hochdeutsche Sprache, mit vielen englischen Brocken vermischt, und die in meinem Vaterlande nie gehörten plumphen und massiven Ausdrücke, als z. B.

Schröder: Alter! auß welchem Känigraich pißt tu tenn?

Ich: Auß dem Herzogthum Braunschweig.

Sch. Was pißt tu tenn to fewese?

J. Schullehrer.

Sch. (auf meine Frau zeigend) Istt toß tein Mensch?

Ich verstand das nicht gleich und wollte nach der Bedeutung und Meinung seiner Reden fragen, er kam mir aber zuvor und fragte weiter:

Sch. Ob toß alt Weibel, toß tu pei tir hoscht, tein ischt?

J. Ja, es ist meine Frau.

Sch. Hochst euch zc.

Weil Schröder auf den Stuhl zeigte, so verstand ich damit, daß dieß Lektore so viel hieße, als: setzt euch. Als wir uns gesetzt hatten, wurden wir von den dort befindlichen vielen deutschen Gästen noch um Mancherlei befragt, aber selten verstanden wir gleich im ersten Male ihre Fragen, denn alle sprachen den Schwaben-, oder Pfälzer-, oder Hessen-Dialekt, vermischt mit vielen englischen Wörtern, welches Lektore daher kommt, daß diese Leute beständig auch die englische Sprache sprechen müssen, weil sie täglich Umgang mit so Vielen haben, die entweder kein Wort Deutsch verstehen oder es nicht sprechen wollen. Die wenigen Emigranten aus Niedersachsen nehmen entweder den Dialekt dieser deutschen Amerikaner an, oder, was noch weit häufiger der Fall ist, sie lernen die englische Sprache mit großem Eifer und bald, und wollen dann ihre Muttersprache gar nicht mehr sprechen.

Als wir uns etwa eine Stunde mit Schröder und seinen deutschen Gästen unterhalten hatten, rief die Köchin auf der Hausflur: „Nachtessen! Nachtessen!“ Schröder brachte uns nun in den Speisesaal und es kamen etwa 20 Personen an der Tafel zusammen, einige aßen schon, andere kamen noch nach uns und einige noch, als wir uns bereits gesättigt hatten; es waren dieß lauter Deutsche, größtentheils Künstler und Handwerksleute, die Schröder in der Kost hatte; unter den Bekommanden waren 2 Berliner, einer ein Goldschmidt, der andere ein Schlosser, die erst seit kurzer Zeit dort Arbeit genommen hatten; als diese mich nur sprechen hörten, setzten sie sich beide neben uns, und sie sowohl als wir freueten uns eben so, als wenn sich nahe Verwandte in der Fremde unverhofft treffen.

Die köstliche, mit so vielen delikatzen Speisen besetzte Tafel setzte uns in Bewunderung und Erstaunen; nie hatten wir in unserm Vaterlande etwas Ähnliches gesehen, nie hatte uns aber auch wohl eine Mahlzeit so herrlich geschmeckt, als diese erste in Philadelphia, die unmittelbar auf die lange Entbehrung der gewohnten Speisen erfolgte. Hier war wirklich große Vorsicht nöthig, um sich den Magen nicht zu überladen. Man darf sich gar nicht wundern, warum so viele junge Leute aus Deutschland bald nach ihrer Landung in Amerika im Allgemeinen krank werden, denn die Hauptur-

sache davon ist ohnstreitig, weil sie sich gleich unmittelbar nach ihrer Ankunft den Magen verderben. In der Folge mehr von den köstlichen Tischen der Amerikaner und der Wirkung davon auf ihre Gesundheit.

Am Tage nach unserer Ankunft ging ich zu dem Präsidenten der deutsch-lutherischen Synode, **Dr. Hellmuth**, erstem Prediger an der deutsch-lutherischen Michaelis- und Zions-Kirche in Philadelphia, an den ich ein Empfehlungsschreiben zu überreichen hatte. Dieser 80jährige Greis nahm mich zwar sehr freundlich auf und freuete sich, einen Landsmann zu sehen (denn er war ein geborner Helmstedter); allein er entschuldigte sich mit seiner Altersschwäche, wegen welcher er jetzt nichts für mich zu thun vermöge, und wies mich zunächst an die beiden deutsch-lutherischen Schullehrer **Müller** und **Schmauch**; beide waren geborne Würtemberger, was auch sogleich an ihrer Sprache zu erkennen war. Ferner rieth **Dr. Hellmuth**, mich an den **Pastor Demme**, der am nächsten Sonntage an seiner Stelle die Antrittspredigt halte, zu wenden, wohin ich aber nicht ging. Pfarrer Demme soll, wie ich nachher hörte, ein geborner Braunschweiger seyn, der in Deutschland Jura studirt hat, und in Pensylvanien auf dem Lande bereits mehrere Jahre lang Prediger gewesen ist. Am nächsten Sonntage hörte ich seine Antritts-Predigt. Er ist ein sehr guter Redner und predigt mit vielem

Feuer, hat auch sehr vielen Beifall. Er predigte über 1. Cor. 4, 2. „Nun suchet man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden.“ Der Gottesdienst war außerordentlich feierlich und es wurden eigends zu dieser Feierlichkeit verfertigte Gesänge gesungen, von welchen jedem Zuhörer beim Eintritt in die Kirche ein gedrucktes Exemplar eingehändigt wurde. Da es vielleicht nicht ohne Interesse seyn wird, diese in Amerika zu einer solchen Feier verfertigten Lieder zu lesen, und ich die paar Blätter, die mir bei derselben eingehändigt wurden, noch in Händen habe, so lasse ich sie hier ihren kleinen Raum einnehmen.

Titel:

G e s ä n g e

bei der

U n t r i t t s p r e d i g t

unfers

v i e l g e l i e b t e n L e h r e r s

des

E h r w ü r d i g e n H e r r n

G. D e m m e,

Pastor an der Deutsch-Evang.-Lutherischen St. Michaelis- und
Zions-Kirche in Philadelphia.

Den 29. September, am 17ten Sonntage nach Trinitatis,
im Jahre des Herrn 1822.

Philadelphia,

Gedruckt bei Conrad Zentler, in der zweiten Straße,
unterhalb der Rehs-Straße.

Gefänge:

N^o 1.

Das Singschor.

N^o 2.

Die Gemeinde.

Mel. O heil'ger Geist, Febr. 10.

1.

Beherrscher deiner Christenheit,
O Jesus, Fürst der Herrlichkeit,
Du Leiter deiner Heerde,
Du siehst auf die erlöste Welt,
Schenkst ihr das Licht, das sie erhellt,
Sorgst, daß sie selig werde.
Trostvoll, göttlich
Sind die Lehren,
Die wir hören.
Heil und Leben
Willst du den Gerechten geben.

2.

O wohl uns, Herr, daß du uns liebst,
Nach deinem Sinn uns Lehrer giebst,
Die uns zum Leben führen;
Die voll von heil'ger Wissenschaft,
Von Wahrheitsliebe, Geist und Kraft,
Der Sünder Herzen rühren.
Treue Hirten
Laß den Seelen
Niemals fehlen,
Und die Heerden
Sammt den Hirten selig werden.

3.

Wir nehmen hier von deiner Hand
Den Lehrer, den Du uns gesandt;
Herr, segne sein Bestreben:
Die Seelen, die sich ihm vertrau'n,
Durch Lehr und Wandel zu erbau'n,
Nur dir, dir ganz zu leben.
Mächtig steh' ihm
Stets zur Seite,
Daß er streite,
Bete, wache,
Sich und andre selig mache!

4.

Nur deinen Geist laß auf ihm ruhn!
Laß ihn sein Amt mit Freuden thun!
Entfern', was ihn betrübet!
Sieh, wann er deine Wahrheit lehrt,
Uns stets ein Herz, das folgsam hört
Und sich im Guten übet.
Stärke Lehrer
Und Gemeinde!
Laß sie deine
Treue sehen,
Und auf deinen Wegen gehen.

5.

Wann einst dein großer Tag erscheint,
Laß unsern Lehrer, unsern Freund,
Uns dir entgegen führen!
Du hast die Seelen all' gezählt;
Du siehst es, wenn ihm eine fehlt,
Laß keine ihn verlieren!
Vor dir, Richter,

Wird der Lehrer
Und der Hörer
Dann sich freuen,
Und dir Jubellieder weihen.

6.

Sey uns gesegnet, Knecht des Herrn!
Dein Herz sey nimmer von uns fern;
Du kommst in Jesu Namen.
So reich uns denn die Freundeshand!
Wir gehn mit dir ins Vaterland;
Du mit uns. Amen! Amen!
Heilig sey uns
Diese Stunde!
Treu dem Bunde
Den wir schließen,
Werden wir des Heils genießen.

N^o 3.

Das Singschor.

N^o 4.

Lehrer und Kinder.

1.

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Denn er schickt aus seinen Himmelshö'n,
Seinen Knecht, uns treulich vorzusteh'n;

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Stimmt in unsern Jubel ein!
Alles soll heut' Freude sehn!

Chor.

Löne dem Herrn, Gesang!

(2)

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Hört Ihrs nicht aus seinem eig'nen Mund'!
Steht er nicht mit Gott im heil'gen Bund'?

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Zu dem Himmel geht der Blick,
Fleht zu Gott um unser Glück.

Chor.

Löne dem Herrn, Gesang!

(3)

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Denn er will, er will auf Gott nur schau'n,
Und mit seinem Arm die Kirche bau'n;

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Herrscher, gieb ihm dein Gebeih'n,
Seine Kräfte uns zu weih'n.

Chor.

Löhne dem Herrn, Gesang!

(4)

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Daß er uns als treuer Lehrer liebt
Und den wunden Herzen Balsam giebt.

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Freudig leit' uns seine Hand
Hin zum schönen Vaterland!

Chor.

Löhne dem Herrn, Gesang!

(5)

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Daß er gnädig an die Kirche denkt,
Und die Herzen zu dem Lehrer lenkt.

Chor.

Dank, dem Herren Dank!

Solo.

Laut erschall' aus unserm Mund':
Heilig! heilig sey der Bund!

Chor.

Löhne dem Herrn, Gesang!

N^o 5.

Schlufsgesang.

Mel. Lobt Gott ihr Christen allzugleich u.

1.

Das Singechor.

Nun ist er unser, der uns liebt;
Auf unserm Lebenspfad
Uns treulich leitet, lehrt und süßt,
Durch Warnung, Trost und Rath.

2.

Die Gemeinde.

Geh, Herr, mit ihm, wenn schwer und viel
Der Arbeit Last ihm drückt;
Gieb, daß ein Blick auf jenes Ziel
Ihm oft das Herz erquickt.

3.

Das Singechor.

Dort in dem höhern Vaterland
Zeugt er von uns einst laut:
„Hier geb' ich sie in deine Hand,
„Die du mir anvertraut.“

4.

Die Gemeinde.

Ja, Herr, wir flehen kindlich hier:
Laß dieses Glücks uns freun! *)
Dort, Vater, gieb, daß alle wir,
Wie heute, um ihn stehn.

*) Das soll wahrscheinlich heißen: „Laß dieses Glück uns
stehn,“ weil sich sonst die Strophe nicht damit reimt.

In Philadelphia wurde jeden Sonntag 3 mal Gottesdienst gehalten, sowohl in den deutsch-lutherischen, als deutsch-reformirten Kirchen, des Morgens, Nachmittags und Abends bei Lichte, und während meines Dortseyns ging ich jedesmal zu dieser Zions-Kirche und fand sowohl am Tage, als des Abends eine zahlreiche Versammlung. Man hält dort viel auf das Außere der Religion, auch wird ohne die größte Noth des Sonntags nicht gearbeitet; keine Frauensperson nimmt ein Strick- oder Nägezeug in die Hand; kein Handelsmann darf das Geringsste kaufen und verkaufen, auch werden keine Spiele, keine Musik und Tanz geduldet; alles dieß ist gegen die Geseze und bei harter Strafe verboten. Um Geld darf überhaupt nicht gespielt werden, weder in Karten, noch auf andere Art; was bei dem Spiele gewonnen wird, das wird gemeinschaftlich verzehrt. Das Kartenspiel wird dort sehr wenig getrieben, weil eine Art Verachtung darauf ruhet, und jeder Wirth, welcher Kartenspiele bei sich duldet, ist bei allen Angesehenen in keinem ganz guten Rufe. So ging es auch unserm Schröder; allenthalben hörte ich von ihm das Urtheil: Schröder sey übrigens ein leidlicher Mann, aber das müsse man an ihm tabeln, daß er das häßliche Kartenspiel dulde. Ob er gleich seine Kartengäste immer in ein abgelegenes Zimmer seines Hauses brachte, — so war es doch weit und breit in der Stadt bekannt, daß er das Kartenspiel dulde und es wurde dieß laut getabelt. Schröder gestand mir

selbst, daß er das Spiel längst aufgegeben haben würde, wenn er es nicht um der vielen deutschen Emigranten willen noch immer duldete, die meist alle dem Kartenspiele leidenschaftlich ergeben dort ankämen und sich dasselbe nur allmählig und nach gerade abgewöhnen könnten. Es gäbe noch eine deutsche Gastwirthschaft in seiner Nähe, und wenn er diese seine Kostgänger und Gäste nicht bisweilen spielen ließe, so würden sie ihn verlassen und dorthin gehen. Gegen diesen Beweggrund konnte ich weiter nichts einwenden.

Dieser Gastwirth Schröder, nebst seiner aus der Pfalz gebürtigen Frau, sind erst vor wenigen Jahren in Amerika eingewandert und haben damals ihre Fracht nicht bezahlen können, sondern haben dafür jeder für sich 3 Jahre lang dienen müssen; dann haben sie nochmals bis ins vierte Jahr frei gedient und sich dadurch so viel erübrigt, daß sie dieses schöne Gasthaus gepachtet haben und jetzt in sehr glücklichem Wohlstande leben. Es ist wohl auf der ganzen Erde kein Land, wo die meisten Handwerker und jeder andere Handarbeiter, wenn er kein Verschwender und Faulenzenzer ist, sich leichter und geschwinder Wohlstand und selbst Reichthum erwerben kann, als in den vereinigten Staaten von Nordamerika, wenn er in der Jugend dorthin emigriert, wo er noch im Stande ist, die deutsche Haut abzustreifen und sich eine amerikanische anzuziehen. Davon fand ich in Philadelphia schon sehr viele Beispiele.

Was mancher Reisebeschreiber von Pressereien erzählt, die ihm in dieser Stadt und auch anderswo in den vereinigten Staaten widerfahren sind, darüber wird man sich weniger wundern, wenn man bedenkt, daß nichts mehr gegen den Charakter der Amerikaner anstößt, als wenn ein Fremder dort den großen Herrn spielt, und mit einer Dienerschaft umgeben ist, von der er fast angebetet wird, die auch nicht anders in sein Wohnzimmer kommen dürfen, als wenn sie ihm aufwarten. So etwas haßt der Amerikaner in einem hohen Grade, denn er ist allenthalben gewohnt, auch mit dem geringsten seiner Dienstboten und Tagelöhner sich an den Tisch zu setzen und aus einer Schüssel zu essen. Keinesweges billige ich es, wenn der Amerikaner einen solchen Vornehmen prellt, denn es ist und bleibt Unrecht, wenn er es thut. Er sagt aber: der Herr wisse sein Geld nicht los zu werden und man müsse ihm dazu behülflich seyn. Der Amerikaner rechnet aber auch mehr für seine Mühe und die Geschäfte seiner Leute, die ein solcher vornehmer Fremder verursacht, als für die Behrung selbst, weil ein solcher nebst seiner Umgebung wohl dreimal mehr Aufwartung und Mühe verursacht, als dreimal so viel andere Gäste, die sich in die amerikanischen Sitten und Gebräuche schicken, das muß man auch wohl bedenken; denn alle Arbeiten und Geschäfte werden ja dort 4 bis 6mal theurer bezahlt, als in Deutschland.

Es ist und bleibt unwidersprechliche Wahrheit, daß es kein Land auf der Erde giebt, wo der Handarbeiter mit größerer Leichtigkeit sich eigene Grundstücke, Wohlstand, ja auch Reichthum verschaffen kann, als Nordamerika, das wiederhole ich noch einmal; man muß aber wohlbedächtig hinzufügen: wenn er sich gehörig amerikanisieren kann, wozu mehr gehört, als Mancher denkt, und als ich selbst vorher dachte. Weiterhin werde ich ausführlicher davon reden.

Die beiden mit mir und durch meine Unterstützung mit eingewanderten Ballstedter fanden binnen 2 Tagen in Philadelphia ihr Unterkommen und sehr guten Verdienst; H. ging bei einen Schreiner und Kabinets-Waaren-Händler und R. bei einen Metzger in Arbeit und verdienten jeder monatlich 20 Dollars. S., der Glückstädter, ging zu einem reichen Onkel seines verstorbenen Vaters Bruder, der seit geraumer Zeit in Amerika gelebt und sich viel Geld erworben hatte, hielt sich einige Monate bei ihm auf, und als er sich nicht gut amerikanisieren konnte, gab ihm dieser Better 2000 Dollars, bezahlte außerdem noch für ihn die Fracht und S. ging wieder nach Deutschland zurück. H. hatte in Philadelphia einen Bruder, der wenige Jahre vor ihm nach den vereinigten Staaten ausgewandert, sich nun in Philadelphia verheirathet hatte und ein reicher Mann war; dieser schickte seinen Bruder gleich zur Schule, ließ ihn in der

englischen Sprache unterrichten, darauf Arznei studiren, und er ist jetzt schon in dieser Stadt praktischer Arzt. Der früher erwähnte Musikus K. aus Drau in Sachsen mußte sich wohl ein halbes Jahr lang am knappsten behelfen, dann aber wurde er in Baltimore versorgt, wo er, wenn er sich danach hält, lebenslang nicht nur sein gutes Auskommen haben, sondern sich auch für sein Alter Geld zurücklegen kann.

Auch diese Beispiele lehren schon, daß jeder Handarbeiter dort nicht nur sehr leicht ein Unterkommen und Arbeit findet, sondern 4 bis 6mal mehr verdient, und bei der Hälfte Arbeit viel besser lebt als in Deutschland.

Jeden Abend während meines Aufenthalts in Philadelphia kamen diese jungen Leute und besuchten mich in meinem Quartier, und so ungerecht und feindschaftlich sie mich auch während unserer Reise behandelt hatten, so machte ich ihnen doch nicht den geringsten Vorwurf, weil ich merkte, daß sie ihr verübtes Unrecht fühlten. Über nichts mehr wunderten sich auch diese, so wie andere junge Emigranten, die ich dort sprach, als über die köstlich und reichlich besetzten Tische der Amerikaner und den Wohlgeschmack der Speisen; der eine hatte 28, der andere wohl gar 32 Speisen auf seinem Tische gezählt, wobei ich ihnen dann jedesmal den Rath ertheilte, vorsichtig und mäßig zu seyn.

Deutsche Arbeiter, aber nur Handarbeiter, sind dort vorzüglich angenehm und werden gesucht, weil ein guter Deutscher wohl mehr ausrichtet, als 3 der besten gebornen Amerikaner. Vorzüglich aber liebt man dort die deutschen Dienstmädchen, besonders wenn sie gut in der Küche fertig werden können. Eine sehr große Menge von Beispielen kamen mir während meines kurzen Aufenthalts in Philadelphia vor, daß arme deutsche Mädchen, die dort für ihre Fracht erst 2 oder 3 Jahre hatten dienen müssen, bald nachher, oder gar noch vor Ablauf dieser Dienstjahre an wohlhabende, ja reiche Bürger, nicht selten an Gentlemen (Vornehme) verheirathet worden sind.

In der schönen Stadt Philadelphia hielt ich mich 15 Tage lang auf, theils weil ich wegen meiner Sachen am Bord des Schiffs Ocean, die nicht früher ausgeladen werden konnten, warten mußte; theils auch, weil ich mein Wiener Forte-Piano dort gern erst verkaufen wollte, es aber nicht erst los werden konnte für einen Preis, der mich schadlos gehalten hätte; endlich weil ich mich immer noch nicht entschließen konnte, welche Laufbahn ich wählen und welches Fach ich ergreifen sollte zu einem sichern Broterwerbe. Nachdem ich meine Sachen endlich alle in Schröder's Gasthause in Sicherheit gebracht hatte, ging ich ins Land, zuerst nach der Stadt Germantown, denn weil dieß so viel heißt, als: Stadt der Deutschen, so dachte ich,

müsse sie doch wenigstens größtentheils aus Deutschen bestehen, zumal, da sie ganz von Deutschen gegründet ist; aber ich fand, daß sie nur noch dem Namen nach deutsch war, denn kaum konnte ich dem Gastwirth, bei welchem ich einkehrte, und bei dem ich Erkundigung suchte, ob man dort nicht etwa, wenn auch nur auf kurze Zeit, eines deutschen Schullehrers bedürfe, oder ob nicht auf andere Art ein Broterwerb für mich dort zu finden sey — kaum sage ich, konnte ich diesem so viel bedeuten, daß er mir ein Glas Whisky einschenkte, denn ich forderte ein Gläschen Brantwein, und das verstand er nicht. Auf der Straße fand ich noch einen alten Mann, der mich verstand und mich nach dem Pfarrer weisen konnte. Von dem Letzten hörte ich denn, daß die deutsche Sprache überhaupt dort ihrem Untergange sehr nahe sey, daß noch vor einem Jahre in den deutschen Schulen beide Sprachen, die englische und die deutsche, gelehrt worden wären, daß dieß nun aber auch abgeschafft sey, und die Kinder in den Schulen zu Germantown jetzt bloß in der englischen Sprache unterrichtet würden; er habe schon seit mehrern Jahren abwechselnd englisch und deutsch gepredigt, und es wäre nun mehre Male schon darauf angetragen, daß er bloß in der englischen Sprache predigen solle. Deutsche Schulen, in welchen bloß Deutsch gelehrt würde, sagte er, würde ich da in einem Umkreise von 20 Meilen wohl nicht mehr finden. In den meisten Landschulen würden beide Sprachen gelehrt, und die

Schullehrer müßten also sowohl in der englischen als in der deutschen Sprache unterrichten können, in manchen aber sey der deutschen Sprache längst der Abschied gegeben und der Unterricht würde bloß in der englischen Sprache ertheilt.

Diese Nachricht brachte mich in sehr große Verlegenheit. Mein Plan und Vorsatz war erst der: in Philadelphia einen leichten Wagen und ein Pferd zu kaufen, um nebst meiner Frau und den allernöthigsten Sachen nach dem Ohio-Staate zu reisen, die entbehrlichsten in Philadelphia zu lassen, bis ich irgend einen Broterwerb gefunden haben würde, und sie dann mit der Post, oder einer andern Gelegenheit nachfolgen zu lassen; dieß aber wurde mir widerathen, weil es gegen den Winter ein sehr unsicheres und mit Gefahr verbundenes Unternehmen sey, und dagegen rieth man mir, lieber irgendwo in Pensylvanien für den nächsten Winter eine Schulstelle anzunehmen, wozu jetzt eben die rechte Zeit sey; weil die Schulen auf dem Lande und in den Landstädten nun bald wieder ihren Anfang nehmen würden. Als ich dieß mit dem Prediger Becker überlegte und ihm meine Verlegenheit klagte, in welche ich durch seine Nachricht versetzt worden sey, rieth er mir, doch lieber erst einen Versuch im Berk's-Kreise zu machen, welches von da die nächste Gegend sey, wo es noch viele bloß deutsche Schulen gäbe. Als ich hierauf meine Papiere aus der Tasche zog, fand ich, daß unter den zerstreut und

sehr entfernt wohnenden Personen, an welche meine Empfehlungsschreiben gerichtet waren, auch 2 im Berks-Kreise wohnten, nemlich ein Gutsbesitzer, Fabrikant und Gastwirth Namens Luther, ein geborner Deutscher und schwerreicher Mann, der zu jener Zeit, wo es in Amerika noch sehr an Leuten seines Standes fehlte, dorthin ausgewandert war und als Kaffeemühlen-Fabrikant zu großem Reichthum gelangt war, ferner ein Prediger mit Namen Jakob Miller, welcher zwar kein geborner Deutschländer war, aber doch von eingewanderten deutschen Eltern abstammte. Zuerst ging ich nach den genannten Luther, welcher von Germantown 50 englische Meilen weit wohnte, und ich erstaunte, als ich auf seine weitläufige Plantage kam und seine großen Besitzungen sah. Seine sämmtlichen Ländereien lagen in einer großen Ebene, seine Gebäude glichen denen eines prachtvoll gebauten adelichen Hofes in Deutschland, und so fand ich auch die meisten großen Bauergüter. Als ich in Luthers Haus trat, kam er aus einer Stube, auf der Hausflur mir entgegen, führte mich mit freundlicher Miene ein und hieß mich willkommen. Als ich ihm darauf mein Empfehlungsschreiben einhändigte, laß er es mit Aufmerksamkeit durch und ließ mir ein Glas Brantwein vorsezen. Ich ergriff diese Gelegenheit und bat ihn nun auch mündlich, mir mit Rath und That, durch Fürsprache wo möglich behülflich zu seyn und mein Bestes zu befördern. Er aber entschuldigte sich kalt, daß er

schon so viele Güte und Wohlthaten an so manchen seiner deutschen Landsleute verschwendet habe, die ihm mit Undank vergolten hätten, daß er daher entschlossen sey, das künftig bleiben zu lassen. Bei der Wiederholung meiner Bitten lenkte er das Gespräch immer auf andere Gegenstände und blieb dabei unbetändert kalt. Darum nahm ich von ihm Abschied und wanderte weiter, um dem Pfarrer Jakob Miller in Falcöner Swamp-Ortschaft meine Empfehlungen zu überreichen, hatte aber, weil ich in diesen Gedanken fortwanderte, über das Fehlschlagen meiner Erwartungen bei dem genannten Luther (denn von diesem Manne hatte ich mit voller Zuversicht Vieles erwartet, welches wohl sein Name bei mir bewirkt haben möchte) den rechten Weg verfehlt; und weil der Abend schon angebrochen war, kehrte ich in einem Wirthshause ein, ließ mir dort ein Abendessen geben und blieb allda über Nacht. Das Essen wurde sogleich, nachdem ich es bestellt hatte, bereitet und binnen höchstens 10 Minuten war der Tisch mit Kaffee und wenigstens 28 andern Speisen überladen. Überhaupt fand ich die Tische hier auf dem Lande noch köstlicher, als in Philadelphia besetzt. Nach Tische ging ich in die Gaststube und es machte auf mich einen höchst widerlichen Eindruck, als ich die Tafeln und Tische in derselben sämmtlich von Menschen belagert und eingenommen fand. Einige hatten sich darauf gelegt, andere darauf gesetzt, und die Bänke und Stühle zu ihren Fußschemeln gemacht. Sie er-

zählten den ganzen Abend, aber beständig in englischer Sprache, wovon ich nur bisweilen einige Worte verstand. Ihren deutschen Dialekt, in welchem einige von ihnen mich einige Mal anredeten, vermogte ich aber auch kaum halb zu verstehen, drum suchte ich früh meine Schlafstätte. Am andern Morgen zahlte ich für Abendessen und Getränk nebst Nachtlager einen Viertel Dollar (8 Ggr. Conv. M. nach unserm Gelde); das war auch in der Folge allenthalben eben so viel. Wenn ich die vielen köstlichen Speisen und meinen damaligen guten Appetit in Anschlag brachte, so fand ich diesen Preis sehr billig. Bald nachher hörte ich aber auch, daß man noch billiger sich behelfen könne, wenn man sich kaltes Essen geben ließe, wovon ich denn auch öfters Gebrauch machte, und dann zahlte ich nur 12 Cents (ungefähr 4 Ggr.). Ehe ich Abschied von dem Wirth nahm, fragte ich denselben, ob nicht allda im Kreise ein Pfarrer Namens Miller wohne? „Jes“ sagte er „tär wohnt tu Meil von hie ab;“ er zeigte mir den Weg dorthin und in einer Stunde war ich in des Pfarrers Miller Wohnung; aber es war nicht der rechte Pfarrer Miller, denn der, welchen ich suchte, hieß Jakob Miller, und dieser nannte sich Konrad Miller; auch war dieser lezte nicht zu Hause, sondern zum Besuche bei seinem Bruder Jakob Miller, welcher kränklich sey. Dieß sagte mir ein junger Prediger, der auch eben angekommen war, den Pfarrer Konrad Miller zu besuchen, und dabei

erfuhr ich auch noch, daß ich schon am vorigen Tage recht gut bei Jakob Miller hätte einkehren können, weil ich nahe vor seinem Hause in Falconer=Swamp=Ortschaft vorbeigekommen seyn müsse; auf meine Frage, wie denn diese Ortschaft, wo wir uns befänden, heiße, erwiderte er, daß es die Oly=Ortschaft sey. Nun wollte ich gleich zurück, um wo möglich diese Gebrüder Miller beide zugleich zu sprechen, man wollte mich aber durchaus nicht gehen lassen, bis ich erst würde zu Mittage gegessen haben. Nirgends war ich bisher köstlicher bewirthet worden, als hier, bei dem Gutbesitzer, Kaufmann und Eisensabrikanten Heinrich Spang, der vor 40 Jahren arm nach Amerika eingewandert war, und jetzt eine Plantage von 600 Ackern (900 Magdeburger Morgen) Landes, das nicht besser in Pensylvanien zu finden ist, nebst einem großen Waarenlager, einer Eisengießerei, einer Stabeisen- und Hufschmiede besitzt, bei welchem der noch unverheirathete Pfarrer Konrad Miller wohnte, zwar nicht im Hause des alten Heinrich Spang, sondern in der Wohnung des ältesten Sohnes gleichen Namens, der dem Kaufladen vorstand. Diese Wohnung flößte mir wirklich Ehrfurcht ein und setzte mich in große Verwunderung und Erstaunen. Alle Zimmer, sogar die Küche, waren aufs Schönste vermahlt, und die gedielten Fußböden des Hauses fast alle mit bunten wollenen Teppichen belegt, sogar die Treppen waren damit nicht vergessen. In der Visitenstube hingen die Gemälde der ganzen Fami-

lie in Lebensgröße, alle rein und schön getroffen. Alles war auch aufs Bequemste und Prachtvollste eingerichtet. Nach Tische wollte ich sogleich meine Reise nach Falconer-Swamp-Ortschaft zu den Gebrüdern Miller antreten, daran war aber jetzt nicht zu denken. Spang senior, der am Schlusse der Mahlzeit zu seinem Sohne kam, nahm mich erst mit nach seiner Wohnung, die eben so prachtvoll möblirt und noch viel geräumiger war. Als ich mich dort besehen hatte, führte man mich abermals in die Speisestube, der Tisch war mit vielen Erfrischungen besetzt und der alte Mann holte eine Flasche Madeira-Wein herbei, die wir beide an seinem Bisquitische ausleerten. Er wollte mich noch nach andern seiner Wohnhäuser führen, deren er 8 auf seiner Plantage hatte, aber ich durfte mich nun nicht länger mehr verweilen, sondern eilte mit raschen Schritten auf den Weg nach Falconer-Swamp. Die Abenddämmerung hatte mich indessen doch etwas zu früh überfallen, während ich vor einem großen schönen Hause einige junge wohlgekleidete Männer sah, die mich, ehe ich ihnen noch ganz nahe kam, in guter deutscher Sprache fragten, wo ich so spät noch hin wolle? Diesen Ton der reinen hochdeutschen Muttersprache hatte ich lange nicht gehört, und man kann sich vorstellen, wie angenehm er meinen Ohren war. Wir waren auch gleich im Gespräch, als hätten sich Bekannte getroffen, und als ich ihnen sagte: daß ich die Wohnung des Pfarrers Miller suche, — meinten sie, daß ich dahin

nicht so sehr zu eilen brauche, da ich nur noch 4 bis 5 Minuten bis zu seiner Wohnung zu gehen hätte. Im Tone der innigsten Theilnahme und Freundschaft baten sie mich nun, erst noch einzutreten, da hier auch ein Pfarrer wohne. Ob ich mich nun gleich mit dem Dunkelwerden entschuldigen wollte, so half das Alles nichts, denn sie erboten sich, mich nachher bis zur Wohnung des Pfarrers Miller zu begleiten. Auf der Hausflur kam mir ein alter ehrwürdiger Mann entgegen, der mir sehr freundlich die Hand reichte und mich in die Stube führte; es war der reformirte Prediger Hermann der ältere. Der alte Mann errieth sogleich, daß ich ein Hannoveraner oder Braunschweiger seyn müsse, auch daß ich noch nicht lange in Amerika seyn könne u. s. w. Diesen Abend kommen sie nicht weiter, sagte er, wir lassen sie nicht fort und wenn auch Pfarrer Miller noch näher wohnte, wir haben sie nun einmal hier. Die vorhin erwähnten Personen waren junge Leute, die bei ihm studirten und sich dem Predigerstande widmeten; alle setzten sich um mich herum, und ich mußte ihnen nun mancherlei aus Deutschland erzählen. Der Eine hatte dieß, der Andere das zu fragen. Dann brachte man mich in die Speise-stube, wo der Tisch mit den herrlichsten Speisen besetzt war, an welchem ich aber allein essen mußte, weil die Abendmahlzeit schon gehalten war. Nach Tische begannen unsere Unterredungen und Erzählungen von Neuem und währten bis nach Mitter-

nacht; dann erst gingen wir zu Bette und am andern Morgen 9 Uhr, nach eingenommenem Frühstück, begleitete mich der alte Prediger Hermann bis nahe vor die Thür, wo der Pfarrer Miller wohnte. Der Pfarrer Hermann hatte in seiner Jugend auf der Universität Halle studirt, und war dann bald nachher nach den vereinigten Staaten ausgewandert, wo er sogleich eine Anstellung gefunden und das Predigeramt seitdem in mehren Gemeinden versehen hat; auch sein ältester Sohn ist seit mehren Jahren dort als Prediger in mehren Gemeinden angestellt.

Die beiden Prediger Miller traf ich noch bei einander, und nachdem ich ihnen mein Empfehlungsschreiben und mehre Zeugnisse vorgelegt hatte, riethen sie mir beide, mich zu der in Libanon vacanten Organisten- und Schullehrer-Stelle zu melden, beide erboten sich auch mir Briefe und Empfehlungen an ihre dortigen Bekannten, auch an den dortigen Prediger, der bei seiner Gemeinde viel Einfluß habe, mitzugeben. Dieß glaubte ich aber deswegen ausschlagen zu müssen, weil ich fürchtete, bei der Probe des Orgelspiels durchzufallen. Pfarrer Jakob Miller, der ein schönes englisches Piano-Forte besaß, bat mich nun, ihm einige Chorale auf demselben vorzuspielen und versicherte darauf, daß ich unbedenklich bestehen würde, denn es würden Viele dort angestellt, die nicht so gut spielen könnten, weil sich nur selten Orgelspieler einfänden und solche doch sehr gesucht würden. Meiner angeborenen

Schüchternheit wegen konnte ich mich indeß nicht entschließen, in einer Stadtkirche die Probe des Orgelspiels zu machen, und wollte lieber eine geringere Stelle auf dem Lande annehmen, wenn diese Herren glaubten, daß vielleicht bald sich eine Gelegenheit dazu finden werde, und das glaubten sie denn beide. Pfarrer Konrad Miller erbot sich auch, weil mir der Aufenthalt in Philadelphia zu kostspielig sey, zu versuchen, ob er in seiner Nähe eine Wohnung für mich und meine Frau auffinden könne; er gab mir deswegen den Rath, noch 2 Tage bei seinem Bruder zu bleiben, während welcher er wahrscheinlich eine Wohnung für mich ausgemittelt haben würde. Nach 2 Tagen ging ich nach Oly, wo mir Pfarrer Konrad Miller bei dem vorhin genannten Heinrich Spang eine Wohnung ausgemittelt hatte, die ich gleich beziehen konnte und worin ich ein halbes Jahr ganz unentgeltlich wohnen sollte. Vor Freuden fast außer mir, eilte ich zu diesem Spang, um ihm meinen Dank zu sagen und dann schnell mich auf den Weg nach Philadelphia zu begeben; aber es ging dieß doch nicht so schnell, als ich dachte, denn Alle verlangten, daß ich in ihrer Gesellschaft wenigstens einen Tag noch bleiben solle. Dieß that ich denn auch und eilte alsdann nach Philadelphia, um meiner Frau diese tröstliche Nachricht zu bringen. Spang schickte nach 2 Tagen einen Fuhrmann, der meine Sachen und uns nach Oly abholte. — Oly (Oley) ist von Philadelphia 50 englische Meilen entfernt

und der Weg dorthin größtentheils bergigt und rauh, deswegen war ich sehr besorgt für mein Wiener Piano-Forte, welches bei dem sehr unsanften Fahren leicht hätte beschädigt werden können, und ließ mehre meiner übrigen Sachen lieber in Philadelphia zurück, um dieß Instrument gut zu verwahren, wir brachten dasselbe auch völlig unbeschädigt nach Oly.; es gefiel dem Herrn Spang d. jüng. und er kaufte es von mir für 120 Dollars. Ich hätte es aber noch nicht so eilig verkaufen sollen, denn einige Wochen später hatte ein Mann aus Reading (einer Kreis-Stadt, 5 engl. Meilen von Oly), dem Herrn Spang 150 Rthlr. wieder dafür geboten, wofür dieser es aber nicht hatte verkaufen wollen.

Als wir in Oly ankamen, hatte Spang uns bereits trockenes Holz anfahren lassen, und kaum waren wir vom Wagen gestiegen, so mußten wir in seine Wohnung einkehren, wo wir aufs Beste bewirthet wurden; er litt es nicht, daß wir unsere Sachen selbst mit ins Haus brachten, sondern beorderte seine Leute dazu. Am andern Tage wurde in demselben Hause eine Versteigerung gehalten und bei dieser Gelegenheit kauften wir alles uns fehlende Hausgeräth und richteten uns überhaupt so ein, um wenigstens den ganzen Winter allda zu wohnen. Auch hier machte ich, so wie allenthalben, wohin ich bis jetzt gekommen war, dieselbe für mich betrübte Erfahrung, daß die deutsche Sprache ihrem Untergange nahe sey; man hörte auch hier

nur noch das Wort Gottes von der Kanzel in deutscher Sprache, im Umgange war sie längst eingegangen; in dem Olyer deutschen Schulhause wohnte seit einem Jahre schon ein Tischler, der es gemiethet und seine Werkstelle in der geräumigen Schulstube aufgeschlagen hatte; hie und da hatte ein reicher Bauer einen Hauslehrer, der seine Kinder nur in der englischen Sprache und im Englischschreiben und Rechnen unterrichtete; einige geringe Leute ließen ihre Kinder zur Winterszeit an diesem Unterrichte 1, höchstens 2 Monate mit Theil nehmen, aber der größte Theil der Kinder der Lehrern wurde gar nicht unterrichtet, bis etwa 6 Wochen vor ihrer Konfirmation von dem Prediger. Selbst Heinrich Spang der jüngere ließ seine Kinder nur in englischer Sprache, im Schreiben, Rechnen und der Musik unterrichten, sie sprachen zwar auch mitunter die deutsche Sprache, aber sie konnten sie weder lesen noch schreiben. Die vielen Arbeiter Spangs, die alle von Geburt Deutsche waren, sprachen unter sich beständig Englisch, und das Deutsche ging ihnen schwer ab. Der deutsche Dialekt war hier, so wie allenthalben, wo ich bisher die deutsche Sprache hörte, pfälzisch und schwäbisch mit englischen Brocken vermischt. Ausnahmen machten nur Gebildete von deutscher Herkunft, oder eingewanderte Deutsche aus Niedersachsen, und unter diesen wieder die Prediger.

Hier in Oly lernte ich mehre deutsche Predi-

ger kennen, die den Pastor Miller öfters besuchten, unter andern die beiden reformirten Prediger Dechand und Antiken; beide waren eingewanderte Preußen, und beide hatten sich erst in Pensylvanien dem Predigerfache gewidmet. Pfarrer Dechand hatte bereits mehre Jahre im Staate Ohio gewohnt, wohin auch ich zu wandern gedachte, und konnte mir daher über Vieles, was ich zu wissen wünschte, Auskunft geben; Pfarrer Antiken aber, der als Portrait-Maler gereiset, und sich nicht nur im Ohio-Staate längere Zeit aufgehalten, sondern die sämtlichen vereinigten Staaten durchwandert hatte, war im Stande mir eine ausgebreitete Kenntniß von sehr vielen wissenswerthen Dingen mitzutheilen, was er auch that, denn er unterhielt sich öfters mehre Stunden mit mir allein. Doch rieth er mir, nicht weiter zu reisen, sondern vielmehr in Pensylvanien zu bleiben, weil er diesen Staat allen übrigen vorzog.

Die in der Oly-Ortschaft wohnenden Deutschen waren größtentheils Lutheraner und Reformirte und hatten eine gemeinschaftliche Kirche, in welcher, außer Leichenbegängnissen und andern außerordentlichen Fällen, alle 14 Tage einmal regelmäßig wechselseitig gepredigt wurde; wenn nämlich an dem einen Sonntage der lutherische Pfarrer Miller gepredigt hatte, so predigte nach 14 Tagen der reformirte Pastor Dechand. So fand ichs an vielen Orten, und weil jeder Prediger dort auf dem Lande nur

alle 4 Wochen einmal in jeder seiner Gemeinden regelmäßig predigt, so war auch diese Einrichtung sehr gut, und sie hätte an diesem Orte noch viele Jahre so bestehen können. Dennoch aber wollten die Lutheraner ihre eigene Kirche für sich haben, wozu während der Zeit meines Aufenthalts in Oly der Grund gelegt wurde, und zwar ganz nahe bei der dortigen schon vorhandenen wirklich sehr schönen und geräumigen Kirche. Pastor Miller erzählte mir, daß er auf Verlangen seiner Gemeinde nebst einigen seiner Kirchenräthe vor kurzer Zeit von Haus zu Haus gegangen sey, um schriftlich aufzunehmen, was jedes der Gemeindeglieder zum Baue der neuen Kirche wohl beitragen wolle; und so habe der obgenannte Heinrich Spang, der auch Mitglied des dortigen Kirchenraths sey, sich sogleich unterschrieben, daß er zum Baue dieser Kirche Tausend Dollars geben wolle, und noch an demselben Tage wären 5000 Dollars unterzeichnet worden; denn zwei andere reiche Bauern hätten dem Beispiele des Spang nicht nachstehen wollen und hätten jeder ebenfalls 1000 Dollars unterzeichnet. Ehe ich aus Amerika zurückging, habe ich diese Kirche noch gesehen, die bereits eingeweiht war, und es hat mich der schöne Bau und die Pracht derselben in Erstaunen gesetzt. Über die Bauart der Kirchen und über den Gottesdienste ic. werde ich in einem besondern Kapitel mich weiterhin aussprechen.

Als wir etwa 14 Tage in Oly bei Spang

gewohnt hatten, kam eines Abends Pastor Miller von einer Reise in Amtsgeschäften zu Hause und kaum hatte er sein Pferd in den Stall gebracht, so kam er auch schon in meine Wohnung und erzählte, daß der Schuldienst an der Mosillem-Zions-Kirche im Richmond-Kirchspiele, einer seiner Gemeinden, vakant sey, und rieth mir, mich zu demselben zu melden; am nächsten Sonntage, sagte er, würde er dort predigen, und dann könne ich die Probe machen, die in Orgelspielen und Singen bestehe. Die genannte Kirche war von Dly 14 engl. Meilen entfernt und Pfarrer Miller hatte an dem Sonntage erst in Langan = Swamp zu predigen, welches noch 12 engl. Meilen weiter entfernt war und in einer andern Gegend lag. Spang d. j. war so artig, mir sein eignes Reitpferd anzubieten, dessen ich mich auch bediente und nach der genannten Zions-Kirche an der Mosillem ritt. Der Gottesdienst sollte um 2 Uhr Nachmittags seinen Anfang nehmen, und eine Viertelstunde früher war ich zur Stelle; der große Versammlungsplatz bei der Kirche und dem Schulhause wimmelte von Menschen und Pferden; nach dem Beispiele anderer Reiter band ich mein Pferd an einen Baum (welches sehr leicht angeht, weil an jedem der vielen Bäume auf solchen Plätzen, und auch an den Gebäuden zu diesem Behuf Krampen mit Ringen befindlich sind), und ging dann in das Schulhaus, um den Schullehrer zu sprechen, den ich fieberkrank beim heißen Ofen fand. Er war ein geborner

Schwabe, und seit 6 Jahren in Amerika, auch seine Frau war aus dem Schwabenlande gebürtig. Dieser bat mich denn gleich, sobald er hörte, daß ich Schullehrer gewesen sey, das Singen und Spielen zum Gottesdienste für ihn zu übernehmen, was ich gern versprach. Nun kam auch Pfarrer Miller herein, erholte sich ein wenig bei einer brennenden Cigarre, erzählte mir, daß noch ein Schullehrer angekommen sey, der auch die Probe zu singen und zu spielen sich ausbebeten habe, wobei mir ein Schrecken durch die Glieder fuhr, zumal da ich hörte, daß dieser bereits 10 Jahre lang in Pennsylvanien Schullehrer gewesen sey und die Orgel gespielt, auch daß sein Bruder vor nicht langer Zeit an dieser Kirche als Organist und Schullehrer gestanden habe; es war der Schullehrer Auge an der neuen Jerusalems-Kirche, nicht weit von da entfernt, gebürtig aus dem Fürstenthum Lichtenstein. Pfarrer Miller merkte bald, daß ich verlegen sey und fragte, ob ich lieber vor oder nach der Predigt spielen und singen wolle? — Ich wählte das Letzte, und nun gab er mir den Gesang auf: „Nun danket alle Gott u.“ und flüsterte mir ins Ohr: „Sie sollen dem lieben Gott danken noch ehe Sie gewählt sind, seyen Sie ja nur recht dreist und ohne alle Furcht und singen sie nur rechtschaffen zu ihrem Spiel.“ Beim Eintritt in die Kirche klopfte er mir noch einmal auf die Schulter mit den Worten: „Schulmeister an der Mosfillem-Kirche!“

Auge spielte die Orgel nur sehr einfach, und ich merkte gleich, daß er kein sonderlicher Spieler war, wodurch ich etwas mehr Muth bekam und froh war, daß ich ihn zuerst hatte spielen lassen; er hatte indeß eine gute Stimme zum Singen. Nach der Predigt setzte ich mich auf die Orgelbank und spielte zwar mit vollern Griffen als Auge, konnte aber nur ein sehr einfaches Zwischenspiel machen. Doch wider alle meine Erwartung fand ich Beifall. Zum Ausgange spielte ich einen Marsch, den einzigen den ich spielen konnte, wurde aber dabei so von Menschen umringt, daß ich nach einer kleinen Weile die Klaves nicht mehr sehen, mich auch vor Gedränge nicht rühren konnte, also vor der Zeit aufhören mußte. Nun sah ich diesen Auge oben in der Kirche beim Altare stehen, wo der ganze Kirchenrath und der Pfarrer Miller versammelt waren. Pfarrer Miller winkte mir, nun auch herbei zu kommen, und sagte mir, daß der gegenwärtige Rath im Namen der Mosillem-Gemeinde mich auf ein Jahr zu ihrem Schulmeister ernannt hätte; wolle ich länger nicht bleiben, so müsse ich ein Vierteljahr vorher es der Gemeinde anzeigen, und wolle mich die Gemeinde nicht behalten, so würde mir das ebenfalls ein Vierteljahr zuvor bekannt gemacht. Nun war ich Schulmeister an der Mosillem = Zions-Kirche im Richmond-Kirchspiele, im Berk's-Kreise. Es wurde nun noch ausgemacht, daß ich von jedem Schulkinde, das wirklich zur Schule käme, für jeden Monat einen halben Dollar Schulgeld be-

bekommen solle; für Orgelspielen und Vorsingen beim Gottesdienste solle ich reines Korn haben, jeder wolle aber nach Belieben geben; Holz wolle man immer so viel ansfahren, als ich brauchte; die 30 Acker urbares Land, welches sämmtlich nahe am Schulhause lag, könne ich nach Belieben nutzen, so auch Wiesen und Garten nebst Obstbäumen auf der ganzen Plantage. Nun wurde ich noch gefragt, wann mich die Gemeinde aus Dly abholen solle, und dazu wurde der folgende Tag bestimmt. Pfarrer Miller und ich ritten nun in Gottes Namen wieder nach Dly ab.

Fünftes Kapitel.

Abschied aus Oly und Anzug im Schulhause an der Mosfillem. — Besuch von Nachbarn. — Trauriger Zustand der Schulen. — Ein Jude giebt ein gutes Beispiel. — Freiheit hindert die geistige Kultur und Moralität.

Am folgenden Tage kam ein Fuhrmann, uns und unsere Sachen abzuholen; weil er aber etwas zu spät kam, so übernachtete er in Oly. Wir reisten am folgenden Morgen aus Oly ab und kamen so früh beim Mosfillem = Schulhause an, daß wir mit Hülfe mehrerer Bauern, die sich zu diesem Zwecke dort versammelt hatten, noch am Tage unsere Sachen an ihren Platz bringen konnten; dieß geschah am 30. October 1822. Die Bauern gingen dann beim Dunkelwerden nach ihren Wohnungen und wir beiden Leute mußten zum ersten Male in einem so großen Hause und so entfernt von andern Menschen zubringen, denn der nächste Nachbar wohnte uns entfernter, als von meinem jetzigen Wohnorte das nächste Nachbar = Dorf entfernt ist, und der Weg dorthin führte durch einen Wald.

Wenn wir aus dem Hause traten, so konnten wir nichts sehen als die Kirche, die Gebäude der Schule, die Schulfelder und ringsum den Wald. Zwar hatte ich schon öfter gehört, daß nächtliche Besuche von Dieben dort ungewöhnlich seyen, und daß auch die ältesten Leute sich keines Einbruchs von Dieben erinnerten; doch setzte ich beim Schlafengehen ein geladenes Gewehr nebst einem Stockdegen an das Bett, welches wir in der geräumigen Wohnstube aufgeschlagen hatten, und schlief in dieser Nacht sehr wenig. Am andern Morgen früh, als wir kaum angekleidet waren, kam ein Nachbar zu uns, und als dieser die Flinte und den Degen beim Bette sah, lachte er laut auf. Dieß war mir das Auffallendste, was ich bis dahin in Amerika gesehen und gehört hatte, denn ich hatte bis dahin geglaubt, daß ein geborner Amerikaner nicht laut lachen könne. „Schulmäschter!“ rief er, und konnte es kaum vor Lachen herausbringen, „Schulmäschter, was hobt ihr tenn to mit Flint un Däge k'macht? hobt ihr Jagd k'halte hie in Stub'?“ Dieser alte Nachbar, mit Namen Hahnse verirrte mich noch lange nachher mit der Flinte und dem Degen am Bette.

Da ich noch keine Amtsgeschäfte hatte, so beschäftigte ich mich am Tage mit Ausbessern der Befriedigungen auf der Plantage und andern Geschäften und die langen Abende brachte ich größtentheils mit Schreiben hin. Weil die Straße beim Schulhause und der Kirche vorbeiführte, so sahen

wir dann und wann auch einen Menschen vorbeigehen, bisweilen kam auch wohl einmal Jemand ins Haus, seine Cigarre anzuzünden; denn ein Feuerzeug hat dort Niemand, weder bei sich auf der Reise, noch zu Hause, weil das Feuer in den Küchen auch die Nächte hindurch unterhalten wird. Das Feueranschlagen mittelst Stahl, Stein und Schwamm ist außer allem Gebrauch; und ist ja einmal durch einen Zufall das Feuer in einer Küche gänzlich erloschen, so holt man aus dem nächsten Nachbarhause in einem Gefäße glühende Kohlen.

Weil am nächsten Sonntage kein Gottesdienst in der dortigen Kirche gehalten wurde, so war ich, als wir zu Mittage gegessen hatten, im Begriff, einen meiner Nachbarn zu besuchen, um die Zeit zu vertreiben. Doch als ich bemerkte, daß mehre Personen auf meine Wohnung zukamen, wartete ich noch, und es versammelten sich nun wohl 20 Personen in meiner Wohnstube, alle aus der Nachbarschaft, Männer und Frauen; alle, oder doch wenige ausgenommen, zündeten Taback an und rauchten, aber Niemand sagte ein Wort. Darauf fing ich an, und sagte, daß es mich recht freue, eine solche Versammlung bei mir zu sehen, und daß es mir lieb sey, so lange gewartet zu haben, daß sie mich noch zu Hause getroffen hätten, aber alle schwiegen. Dann fing ich an von der herrlichen Bitterung zu reden, deren man sich in meinem Vaterlande um diese Jahreszeit nie erfreuete.

Sie sahen sich einander an und machten Miene zum Sprechen, aber noch ließ Niemand ein Wort hören, als ob jeder sich scheute der erste seyn zu wollen, der mit mir spräche. Nun wurde ich verlegen, was ich mit diesen Leuten machen sollte und sagte, da sich hier zu meiner großen Freude nun einmal eine ganze Anzahl Leute versammelt hätten, so wünschte ich sie auch dem Namen nach kennen zu lernen und bäte, daß jeder der Reihe nach mir seinen Vor- und Zunamen sagen möge, den ich dann aufschreiben wolle, nahm nun Dinte, Feder und Papier und fragte den, welchen ich für den Ältesten hielt, zuerst, wie er heiße? „Tschäc' Adäm,“ antwortete er. Das verstand ich nun nicht, doch ich brachte bald dadurch heraus, daß ich mir vorbuchstabiren ließ, daß dieser Jakob Adam hieß und so war unter allen den Namen, die ich mir nennen ließ, auch nicht einer, der so ausgesprochen wurde, wie man ihn schreibt, am wenigsten aber die Taufnamen, welche fast alle durch den englischen Dialekt verdorben sind. So hat man z. B. Peter in Pitt, William in Will, Joseph in Tschö, Eliesar in Elei, Johannes in Tschans, Benjamin in Pensch, Levi in Liwei, Daniel in Län, David in Däwis, Salomon in Salmr. umgewandelt. Eben so auch die weiblichen Namen, Eva spricht man Ev aus, Esther Hett, Susanna Sus, Maria Märri oder Pahl, Catharina Cäth auch Cattel, Judith Tschud, Johanne Hännne, Rachel Rait,

Salome Bell, Elisabeth Pets u. Bei der Taufe erhält dort jedes Kind nur einen einzigen und zwar biblischen Namen; man fängt aber auch schon da, wo noch ausschließlich Deutsch gesprochen wird, an; den Kindern einen völlig englischen Namen zu geben.

Als ich nun die Namen der gegenwärtigen Personen mir schriftlich bemerkt hatte, versuchte ich wieder, ob ich diese Leute nicht endlich lebhafter machen und zu Gesprächen veranlassen könne, und erzählte nun mehre recht lustige Anekdoten, aber es war kein Leben hineinzubringen, und nur zweien oder dreien von ihnen zwang ich damit ein ganz unbedeutendes Lächeln ab. Dann erzählte ich wieder ernsthafte Geschichten aus meinem Vaterlande, aber weder durch Ernst noch durch Scherz konnte ich meinen Zweck erreichen. Bisweilen flüsteren zwei miteinander, als ob sie sich eine Heimlichkeit mittheilten, und zwei Nachbarn rechts und links, auch wohl einer, der gegenüber saß, horchten auf die Rede der Sprechenden und lächelten bedeutungslos; aber das währte nur einige Augenblicke und dann war Alles wieder auf lange Zeit still. Doch ehe diese Leute wieder auseinander gingen, entstanden noch einige unbedeutende Gespräche. Die Frauen aber sind dort überall gesprächiger, wovon ich mich auch diesmal schon überzeugte, denn einige von den gegenwärtigen führten, etwas von uns entfernt, mit meiner Frau ein ziemlich lebhaftes Gespräch. Um

andern Morgen kamen auch einige von ihnen wieder und brachten jede meiner Frau ein Huhn zum Geschenk, und bald nachher kamen auch die übrigen jede mit einem, und einige mit zwei auch drei Hühnern, so daß wir nun im Besiz einer solchen Anzahl Hühner waren, als wir sie im Vaterlande nie gehabt hatten. Es ist dort überall Sitte, daß man die neuantretenden Schulmeister, besonders wenn sie erst aus Deutschland kommen und noch nicht haushälterisch eingerichtet sind, mit kleinem Viehe beschenkt.

Daß uns diese Leute besuchten, war bloß Neugierde, um zu sehen, was für Leute wir wären, denn nachher kamen sie, außer den Sonntagen, wenn Gottesdienst gehalten wurde, nie in zahlreicher Gesellschaft wieder zu uns. Das zurückhaltende Wesen in Gesellschaft ist den amerikanischen Deutschen überall eigen, was ich nachher sehr oft erfahren habe.

Mehre Male hatte ich die Leute schon bei Gelegenheit gefragt, ob denn die Winterschule nicht bald ihren Anfang nehme, und was zu thun sey, damit die ganze zerstreut wohnende Gemeinde erfahre, daß es mein Wunsch sey, mit Schulhalten nun den Anfang zu machen? Aber darauf bekam ich nie eine befriedigende Antwort, denn die meisten sagten, daß die Leute noch für ihre Kinder zu schaffen (Arbeit) hätten, und die Schule gewöhnlich

erst in dem Christ=Monat (~~Christmonat oder De-~~
 cember) angehe, und manche hatten andere Einwen-
 dungen. Dieß kam mir denn schon sehr sonderbar
 vor; indessen wartete ich, bis Pfarrer Miller kam,
 dort zu predigen, nämlich in den letzten Tagen des
Novembers; diesen fragte ich dann, und er sagte
 ebenfalls, daß die Leute im November noch manche
 Arbeit für ihre Kinder hätten, und deswegen mit
 dem Anfange des Decembers die Winterschule ge-
 wöhnlich erst ihren Anfang nehmen könne, er wolle
 jedoch nach geendigter Predigt die Leute daran er-
 innern, und dieß that er denn auch auf eine mir
 wohlgefällige Art.

Den Anfang machte Joseph de Young, Guts-
 besitzer, Kaufmann und Gastwirth im Richmond-
 Kirchspiele, zwei englische Meilen von mir entfernt,
 ein geborner deutscher Israelit, der gleich in den
 ersten Tagen nach meiner Ankunft in Richmond
 mich zu sich bat, und wegen des Unterrichts seiner
 Kinder mit mir sprach. Er schickte sogleich an dem
 Tage darauf, als Prediger Miller den Anfang der
 Winterschule bekannt gemacht hatte, vier seiner Kin-
 der in meinen Unterricht, die vom Anfange des
 Decembers 1822 bis Ostern 1823 auch nicht ei-
 nen einzigen Schultag versäumten; und wenn auch
 die Witterung noch so schlecht war, so kam doch
 der verdeckte Wagen des de Young, bespannt mit
 2 auserlesenen Blauschimmeln, jedesmal pünktlich
 angerollt, daß die Steine funkelten; und wenn auch

die Wege so zugeschneiet waren, daß man glaubte, es könne niemand hindurch, so hörte ich doch auf den Punkt die Schellen der Blauschimmel, und de Young's Schlitten kam angesauset, auch nicht eine Minute später, als bei schönem Wetter. Die älteste Tochter dieses Joseph de Young eine seltene Schönheit von 18 oder 19 Jahren, die so geschickt im Reiten und Fahren war, daß wohl schwerlich eine Mannsperson sie übertroffen haben möchte, machte gewöhnlich den Kutscher, brachte des Morgens ihre Geschwister, und holte sie auch am Abend wieder nach Hause.

Nichts machte mir mehr Freude, als der Unterricht dieser Judenkinder, die mit fast undenkbarer Aufmerksamkeit und der größten Spannung meinen Unterricht anhörten und binnen kurzer Zeit unglaubliche Fortschritte machten, worüber sich auch de Young sowohl als seine Frau außerordentlich wunderten und freueten. Außer diesen Judenkindern kamen noch in den ersten Tagen des Decembers 4 Christen-Kinder aus der Nachbarschaft zu mir in die Schule, und mehr Schüler bekam ich in diesem ganzen Monate nicht, aus einer 64 Familien starken Gemeinde, wo die Schule an 100 Kinder stark seyn sollte. Wenn ich die Leute fragte, was die Ursache wäre, daß nur so wenig Kinder zur Schule kämen, so antworteten Einige, was schon oben bemerkt ist, daß die Leute ihre Kinder noch zu Hause brauchten, und daß ich nach

Neujahr mehre Schüler bekommen werde; Andere sagten mir auch, daß jetzt so viele Nebenschulen wären, wohin die von mir entfernten Gemeindeglieder ihre Kinder schickten, denen diese Schulen näher lägen, was ich in der Folge auch gegründet fand, denn die entferntern Bauern hatten auf ihren Plantagen, auch hie und da in den Wäldern Schulhäuser errichten lassen, und auf gewisse Monate einen Schulmeister angenommen, der aber nicht in diesem Schulhause wohnte, sondern den die Interessenten in ihren Häusern speiseten und Herberge gaben. Das aber war doch nicht die einzige Ursache, weshalb ich so wenig Kinder in Unterricht bekam, sondern besonders das Folgende:

Ehe die Schule dort ihren Anfang nahm, hatte ich vom Pfarrer Miller schon erfahren, daß es überhaupt in den vereinigten Staaten nur elende deutsche Schullehrer gebe, weil die meisten sich diesem Fache vorher nicht gewidmet, sondern dasselbe nur erst aus Noth ergriffen, und sie weder ein Handwerk gelernt hätten, noch zu Handarbeiten sich bequemen wollten; auch wurde in den Landschulen weiter nichts gelehrt, als Lesen, mitunter auch wohl hie und da etwas Schreiben und Rechnen, und überhaupt sey wohl dort kein Schulmeister im Stande, den Kindern etwas zu erklären und sie in der Religion zu unterrichten; er glaube daher, daß, wenn ich das Letzte dort anfangen wollte, ich damit großes Aufsehn erregen und mich dadurch sehr

beliebt machen würde. Die Lesebücher, welche die Kinder zur Schule brachten, waren der Psalter, das neue Testament und eine recht altmodige Fibel. Einen Catechismus lernen die Kinder in der Schule nicht; auch fand ich, daß sie überhaupt nichts auswendig lernen. Nun fing ich an, Kindern, die schon etwas lesen konnten, das Gelesene zu erklären und sie darüber zu befragen, lehrte sie mehre Denk- und Sittensprüche durch Vorsagen, und nach gerade auch die 5 Hauptstücke des Lutherischen Catechismus. Auch gab ich mir die Mühe, die Kinder in einem vernehmlichen Tone lesen und jeden Buchstaben gehörig lauten zu lassen: denn das Lesen und Buchstabiren der Kinder war ganz abscheulich anzuhören.

Gleich in den ersten Tagen besuchten einige Bauern meine Schule. Sie setzten sich mit ihren großen Hüten auf den Köpfen bei den Ofen, den Stuhl mit der Lehne übergebogen an die Wand gelehnt, den linken Fuß vorn auf den Querstock unten am Stuhle, den rechten Hacken auf das linke Knie, die Zehen des rechten Fußes mit der linken Hand gefaßt und die brennende Cigarre im Munde (dieß ist die amerikanische Art auf dem Stuhle zu sitzen), und hörten 3 Stunden lang meinen Schulunterricht an. Unter diesen war einer Namens Altendörfer, den ich für den Verständigsten in meiner Nachbarschaft hielt. Er war auch Mitglied des Kirchenraths, war aber nicht gegenwärtig gewe-

sen, als ich gewählt wurde. Diesem hatte es verdrossen, daß die Ubrigen ohne seine Zustimmung mich gewählt hatten und hatte nun über meinen Unterricht folgendes Urtheil hörbar werden lassen: mein Unterricht bate nichts (wolle nicht viel sagen), denn ich ließe die Kinder in einem Tage nur etwa 5 mal aussagen (lesen), der Amerikaner verlangt aber, daß jeder Schulmeister täglich jedes Kind 10 bis 15 mal lesen lassen soll; das Erklären des Gelesenen hatte er Alsfanzerei genannt und die Denksprüche Lappalien. Die 5 Hauptstücke, glaubt der Amerikaner, müssen die Kinder erst kurz vor der Konfirmation lernen, wenn sie solche ja lernert sollen: denn wenn sie solche früher auswendig lernten, so würden sie wieder vergessen, und die Kinder müßten sie dann kurz vor der Konfirmation noch einmal lernen. So hatte ich, statt mich durch meinen Unterricht beliebt zu machen und Beifall zu verdienen, wie ich hoffte, das Mißtrauen der dortigen Bauern mir zugezogen. Alles dieß erfuhr ich aber nicht sogleich, sondern erst geraume Zeit nachher.

Auch ist es dort Sitte, daß die Schulmeister in einem schlechten Rocke, kurz vor dem Anfange der Winterschule, in ihrer Gemeinde von Haus zu Haus umhergehen und die Leute dringend bitten, sich ihrer zu erbarmen und ihnen dadurch Verdienst und Nahrung zu geben, daß sie Kinder in die Schule schicken, wobei sie dem Schulmeister denn

sagen, wie oft er ihre Kinder täglich soll lesen lassen und noch andere Instructionen mehr. Alles das hatte ich nicht geahnet und Niemand hatte es mir gesagt; den Bauern hatte es aber verdrossen, daß ich dieß nicht gethan hatte, und ihr Stolz war dadurch beleidigt; dafür rächten sich nun Viele an mir dadurch, daß sie ihre Kinder nicht zu mir in die Schule schickten. Davon aber hörte ich im ersten Winter meines Dortseyns ganz und gar nichts, sondern erst lange Zeit nachher erfuhr ich, daß die oberwähnten Punkte die Ursache davon wären, daß ich nur so wenig Kinder in meinen Unterricht bekam. Da es in Amerika so viele Menschen giebt, welche ihre Kinder gar nicht unterrichten lassen und solche nie in eine Schule schicken, sondern sie ganz roh aufwachsen lassen; ferner, da diejenigen, welche ihre Kinder ja zur Schule schicken, doch jedes Kind nur, während der ganzen Zeit ihrer Schulfähigkeiten und bis sie konfirmirt werden, zwei, drei, bis höchstens vier Monate lang unterrichten lassen, und man nur sehr wenige findet, welche hierin eine Ausnahme machen: so wird man die Anzahl der Kinder in allen Schulen natürlich sehr gering finden und stehen solche allenthalben mit der Zahl der Einwohner der Gemeinden in gar keinem Verhältnisse. In dieser Gemeinde war aber die Zahl derer, welche die Kinder zur Schule schickten, gar zu gering, als daß ich nicht hätte den Entschluß fassen sollen, sobald als nur irgend möglich, mein Amt als Schul-lehrer wieder zu verlassen.

Dazu kam noch das sonderbare Benehmen der Bauern, wenn sie sich an Kirchentagen im Schulhause versammelten, ehe der Gottesdienst seinen Anfang nahm. Fügte es sich, daß ein Einzelner zuerst allein in meine Stube kam, so konnte ich, nachdem er eine Cigarre angezündet und sich nach der oben beschriebenen Art auf den Stuhl gesetzt hatte, mit ihm sprechen, er wurde dann wohl so gesprächig, daß er mir öfters sogar etwas erzählte und sich von mir ebenfalls erzählen ließ. Sobald er aber den Fußtritt eines Andern vor der Thür nur hörte, drehete er sich um, noch ehe der Komende die Thür aufmachte und hereintrat, und stellte sich, als hätte er mit mir kein Wort gesprochen. Dieß that mir oft unbeschreiblich weh, und ob ich gleich nachher öfters sah, daß es manchem andern Schullehrer dort nicht besser ging und diese Art der Behandlung derselben so Sitte ist, so war doch ich nicht im Stande dieß lange zu ertragen. Wenn die Leute so nacheinander in meine Stube kamen, so war gewöhnlich nicht Einer unter ihnen, der die Thür hinter sich zumachte und wenn auch die Kälte noch so strenge war, ich mußte Aller Bedienter seyn und die Thür zumachen, und ohne zu grüßen wurde ich nur über die Schulter, oder gar nicht angesehen. Wenn denn aber die Versammlung ziemlich stark geworden war, und sie nach der weiter oben in diesem Kapitel beschriebenen Art eine Weile beieinander gefessen hatten, so pflegte dann Einer von ihnen mich wohl mit hämlichem Lächeln

über die Schulter anzusehen und zu fragen: „Na, Schulmäschter, hobt ihr tenn ach schon viel Schüler?“ Worauf ich denn kurz mit Nein antwortete. Dann sahen sich alle mit falschem Lächeln an, und mit der Miene des Erstern sprach dann wohl ein Anderer: „Ah! 's wird noch schon kumme!“

Nach Neujahr 1823 vermehrte sich die Zahl meiner Schüler doppelt, obgleich diejenigen, die, außer den Juden-Kindern, im December gekommen waren, nun zurückblieben; denn obgleich deren Eltern mit mir zufrieden waren, so behielten sie doch die im December unterrichteten Kinder nun zu Hause und jeder von ihnen schickte im Januar ein anderes seiner Kinder zur Schule. Aber unter den übrigen neuen Schulinteressenten fanden sich einige, die mir Befehl ertheilten, wie ich ihre Kinder unterrichten sollte, und weil ich diesen Befehl nicht pünktlich befolgt hatte, so schickten sie ihre Kinder auch nur 14 Tage lang zur Schule und behielten sie dann wieder zurück. Von solchen will ich hier zwei Beispiele anführen:

Ein Müller, mit Namen Jakob Löscher, der mir zwei Knaben auf einmal in die Schule schickte, von denen er rühmte, daß sie es schon ziemlich weit im Lesen und Schreiben gebracht hätten, was aber nicht der Fall war, übersandte mir folgenden Brief, den ich gerade so, wie er geschrie-

ben war, von Wort zu Wort abschriftlich hersehe, weil dieser Müller von sich selbst gerühmt hatte, daß er die Feder verstehe.

A u f s c h r i f t :

„An
„Schul Meister:“

I n h a l t :

„An Hern schul Meister ich Laß euch wiesen
„das ihr die Kinter die schreibicher aussagen solt
„und das allen tag das sie die buchstaben Le-
„ren dueen — und die Kinter Last auf sagen
„eins Nach dem andrem und laßt Sie nicht al-
„len auf ein Mahl brillen Wie die scheä

Von Mir

Jakob Löscher.“

Ein anderer, nicht weit von mir wohnender Bauer mit Namen Jakob Sell, der seit einigen Tagen ein Mädchen von etwa 8 Jahren in meine Schule gegeben hatte, welches die Buchstaben noch nicht zur Hälfte kannte, schickte mir seine Magd, und ließ mir sagen, daß seine Tochter auf dem A b ab buchstabiren solle, worauf ich ihr antwortete, daß solches verderblich seyn würde u. s. w., weil sie die Buchstaben ja noch nicht kenne. Am andern Morgen aber kam diese Magd wieder mit den Worten: „Der Eschäck hot Pfahnt, ihr tschult

toß Mädels to auffage lasse, wo ers Zeiche hot hin
 f'macht." — Er hatte nämlich ein Zeichen auf das
 Blatt gemacht, wo das Kind buchstabiren sollte.
 Diese und mehre Kinder blieben nach einem 14tä-
 gigen Schulbesuche wieder aus, weil ich den For-
 derungen ihrer Eltern nicht nachkommen konnte.
 Manche aber blieben nach einem oder zwei Tagen
 schon wieder zurück, weil es ihnen in meiner Schule
 nicht gefiel; denn wenn das Söhnchen oder Töch-
 terchen aus der Schule zu Hause kommt, so fragt
 Tante und Mamma (Vater und Mutter) „wie oft
 hochst du auf'sagt? und wie fleischst tu tem Schul-
 mäschter?“ d. h. wie oft hast du gelesen und wie
 gefällt dir der Schulmeister? Ist das Kind nun
 mit dem Lehrer nicht zufrieden, oder hat der Leh-
 rer das Kind nicht oft genug lesen lassen, so hal-
 ten viele Eltern ihre Kinder sogleich wieder von
 der Schule zurück. Der Schullehrer kann dort
 selten mit Bestimmtheit sagen, so oder so viele Kin-
 der habe er in einem Monate in seiner Schule ge-
 habt. Im Monat Januar konnte ich im Durch-
 schnitt wohl nur 12 Kinder annehmen, welche die
 Schule beständig besucht hatten. Im Februar,
 März und April konnte ich die Zahl meiner Schü-
 ler aber im Durchschnitt zu 16 anschlagen; die
 höchste Anzahl hatte ich im Februar, wo ich eines
 Tages einmal 21 zählte, diese Anzahl hatte ich
 aber nur einen einzigen Tag. Der größte Theil
 meiner Schüler in den letzten 3 Monaten waren
 Menschen die über 16 Jahre alt waren und einige

derselben, Burschen und Mädchen, waren schon 20-jährig. In Deutschland würden sich solche Leute schämen, wenn sie noch mit solchen kleinen Kindern von 8 Jahren der Reihe nach in der Schule lesen sollten, das ist aber dort nicht der Fall. Oft lernen schon verheirathete Personen in Gesellschaft der kleinen Kinder noch lesen und schreiben. Mit Ende des Märzes wurde die Schule geschlossen, weil die Schüler bis auf Joseph de Young's Kinder ausblieben; als aber dieser mich darum bat, so unterrichtete ich seine Kinder noch im April eine Zeitlang ganz allein, aber bis zu Ende dieses Monats nebst noch 2 Bauernkindern aus der Nachbarschaft.

Dieser Jude that Alles, was er nur konnte, um mich zu bewegen, in dieser Gemeinde Schullehrer zu bleiben. Früher hatte er seine Kinder abwechselnd in eine englische und deutsche Schule geschickt, nun aber versprach er mir, so lange ich dort bleiben würde, sie nur von mir unterrichten zu lassen. Auch suchte er mit großem Eifer die Bauern zu überzeugen, daß sie den besten unter allen deutschen Schullehrern hätten; oft hatte er in Bauerngesellschaften laut gesagt: Ochsendumm seydt ihr Bauern, daß ihr euren Schulmeister verkennt, und gerade das, was Lob verdient und was euch freuen sollte, an diesem Manne tabelt u. s. w. Der größte Theil der dortigen Bauern aber konnte sich davon nicht überzeugen, daß es gut sey, wenn der Schulmeister seine Schüler mehr lehre, als lesen,

schreiben und allenfalls auch ein Wenig rechnen; denn sie hatten ja nie gesehen, daß je etwas Anderes in einer Schule getrieben worden war; sie hatten ja nie gehört, daß ein Kind in der Schule war angehalten worden, etwas auswendig zu lernen; daß Erklären durch Fragen und Antworten war ihnen so fremd, wie böhmische Dörfer, denn sie hatten nie gehört, daß ein Schulmeister mit seinen Schulkindern über etwas katechisirt hatte, und meinten auch, daß der Schulmeister sich versündige, wenn er die Schrift erkläre, denn so etwas darf nach ihrer Meinung nur der Prediger und zwar nur auf der Kanzel thun. Denk-, Sitten- und Bibelsprüche in der Schule, und andere nützliche und nothwendige Dinge, oder gar den Katechismus zu lernen ist ihnen ebenfalls ganz unbekannt, und weil sie ihren Inhalt nicht verstehen können, so meinen sie, es sey Alfanzerei; auch würde ja, nach ihrer Meinung, damit die Zeit verdorben, wenn die Kinder alsdann nicht 10 bis 15 mal in einem Tage lesen können, was sie auch für nöthig halten. Diese dummstolzen Menschen zu belehren und sie von der Wahrheit und eines Bessern zu überzeugen, als sie gewohnt sind, dazu würde Salomons Weisheit bei weitem nicht hinreichen; sie sind viel zu halsstarrig, stolz und widerspenstig gegen alle Vorstellungen, die ihr wahres Bestes, hinsichtlich ihrer geistigen Ausbildung bezwecken und im höchsten Grade mißtrauisch.

Freiheit ist zwar das größte Erdenglück für den Verständigen; aber für den Unverständigen und Thoren ist sie noch ärger, als die Sklaverei selbst; davon wurde ich während meines Aufenthalts in den vereinigten Staaten, besonders aber während meines Schuldienstes an der Mosillem-Zions-Kirche im Richmond-Kirchspiele völlig überzeugt. Nie sollte der Unverständige und Thor die Freiheit haben, sich in Dinge zu mischen, über welche er nicht richtig urtheilen kann, die aber doch von der größten Wichtigkeit sind, wie z. B. der Schulunterricht. Nie sollte es der Willkühr solcher Menschen, wie die deutschen Bauern in den vereinigten Staaten von Nordamerika sind, überlassen seyn, ob sie ihre Kinder taufen, gehörig unterrichten und konfirmiren lassen wollen oder nicht, was leider dort der Fall ist. Denn diese Menschen sind Kinder an Verstande, und Kinder bedürfen der Erziehung und Zurechtweisung, weil sie ihr wahres Wohl noch nicht einsehen und ohne Führer und Erzieher leicht auf Wege gerathen können, die sie ins Verderben führen. Wollen aber Kinder den Rath ihrer Erzieher und die liebevollen Ermahnungen und Zurechtweisungen derselben nicht hören und befolgen, so werden sie mit Strenge dazu angehalten. Diese so wohlthätige Strenge fehlt den Amerikanern aber ganz, und das ist die größte Ursache ihres Verderbens, dem sie mit schnellen Schritten entgegeneilen. Die ungebundene Freiheit, daß der Amerikaner Prediger und Schullehrer nach seinem Gefallen wählen

und sie wieder ihres Dienstes entsetzen kann, wenn sie ihm nicht gefallen, daß er dem Schullehrer gebieten darf, wie derselbe in der Schule unterrichten und was er lehren soll; auch es ihm frei steht, ob er seine Kinder überhaupt unterrichten oder sie ohne Unterricht ganz roh aufwachsen lassen will, richtet so viel Unheil an, daß es die Ewigkeit nicht wieder gut machen kann. Man denke sich nur, wie es unter uns aussehen würde, wenn, besonders den-Landleuten, in diesen Punkten freie Hand gelassen würde, um sich einen Begriff davon zu machen.

Wie mir dabei zu Muth war, wenn die Bauern die Art meines Unterrichts nicht nur tadelten, sondern sogar darüber spotteten und lachten, und dann ihre Kinder deshalb meinem Unterrichte entzogen und sie zu einem andern Lehrer schickten, der oft den Namen eines Schullehrers nicht verdiente, weil er weder buchstabiren noch schreiben und rechnen konnte, das läßt sich leicht erachten. Ob ich gleich, auch wohl ohne die Einnahme des Schulgeldes, mein Auskommen dort fand und leben konnte, so wünschte ich doch, mich so bald als wie möglich aus diesem verdrießlichen Verhältnisse wieder herauszuziehen. Auch glaubte ich, daß die Bauern mich wieder loszuwerden wünschten und mir nach Verlauf dreier Vierteljahre meinen Dienst auffagen würden. Deswegen schrieb ich schon im Februar 1823 an den Amtmann Ernst zu Ban-

dalia im Staate Illinois, von meinem Orte über 600 englische Meilen entfernt, um mich demselben zu empfehlen, und als ich keine Antwort von demselben bekam, so beschloß ich, mit Anfange des Monats May selbst nach Bandalia zu reisen, wenn sich nicht etwa auf dem Wege dorthin Aussichten für mich finden würden, die diesen Entschluß änderten.

Sechstes Kapitel.

Vorkehrungen zu einer Reise in das Westland. — Antritt der Reise. — Die Stadt Reading. — Reise über Adamstown. — Riemstädtchen. — Lancaster. — Auffallend starke Vegetation und außerordentliche Fruchtbarkeit. — Columbia an der Susquehannah. — Brücke über den Fluß. — Städte: Seitswill, — Littel = York, — Eberstown, — Orford, — Gettysburg. — Englischer Gesang in der deutschen evangel. Kirche. — Bekanntschaft mit einem Landsmanne, Namens *W a s m u s*, aus dem Dorfe Beddingen bei Wolfenbüttel gebürtig, und Unterhaltung mit demselben. — Rath zur Rückreise.

In den letzten Tagen des Aprils 1823, nachdem ich Garten und Feld bestellt und andere Geschäfte in Ordnung gebracht hatte, suchte ich einen Stellvertreter, der bis zu meiner Zurückkunft meine Kirchendienste besorgte. Dazu verstand sich der Schullehrer *Heinrich Auge*, und der Kirchenrath war damit zufrieden, daß dieser *Auge* das Orgelspielen und Vorsingen in der Kirche verrichtete, bis ich wiederkommen würde. Dann sorgte ich noch für eine Gesellschafterin für meine Frau, bis ich meine Reise vollendet haben würde, und als ich eine sol-

che gefunden hatte, die am 29. April einzog, ging ich an demselben Tage, Morgens halb 10 Uhr ab. Meine Frau begleitete mich etwa eine halbe Meile weit und es war eine harte Probe für uns beide Alten, die wir im Vaterlande, und so lange wir ehelich verbunden waren, uns noch nie auf 4 Tage lang von einander getrennt hatten, nun zum ersten Male in einem fremden Lande, und vielleicht auf 3 bis 4 Monate uns trennen sollten; und wer wußte, was uns während dessen begegnen werde; vielleicht sahen wir uns gar zum letzten Male auf dieser Erde. Unter vielen Thränen gingen wir auseinander.

Um mich zu zerstreuen und meinen Kummer zu erleichtern, ging ich so schnell als ich konnte, und um halb 4 Uhr Nachmittags war ich schon in Reading, der Hauptstadt des Berks-Kreises, etwas mehr, als 16 englische Meilen von der Mofillem entfernt. Gern wäre ich, ohne in dieser Stadt mich zu verweilen, weiter gegangen; aber Schmerzen an den Füßen riethen mir, mich dort eine Weile zu erholen; darum kehrte ich im Gasthause „zum Präsidenten“ ein, um ein Wenig Whisky (Branntwein) in meine Stiefeln zu gießen, und damit die Schmerzen an den Füßen zu vertreiben. Kaum aber war ich in die Gaststube getreten, so fing es so stark zu regnen an, daß nach einigen Minuten das Wasser alle Gassen der Straße füllte, und da auch in einigen Stunden das Regenwetter

nicht nachließ, so entschloß ich mich, dort zu übernachten. Der Gastwirth, Bottmer, ein geborner Schwabe, der vor wenigen Jahren als ein Süngling nach Amerika eingewandert war, ließ sich nebst seiner Frau mit mir in eine Unterredung ein; beide gaben mir den Rath: in Pensylvanien zu bleiben und hielten sich fest überzeugt, daß ich da mein Glück noch finden würde, weil Er selbst und Hundert andere, die er kenne, dort glücklich geworden wären, obgleich sie erst mehre Jahre für ihre Schiffsfracht hätten dienen müssen, zu welchen er und seine Frau auch gehörten. Beide hatten 3 Jahre gedient, dann sich verbungen, er in eine Branntweinsbrennerei und sie in einem reichen Bürgerhause in dieser Stadt, wo Beide viel Geld verdient hatten. Dann hatten sie sich nach wenig Jahren geheirathet, ein Wirthshaus auf dem Lande erst gepachtet und sich so viel dabei erworben, daß sie dieses Gasthaus kaufen können. Überdem versicherten mir Gäste, die da logirten, daß dieser Bottmer wirklich ein sehr reicher Mann sey, der sich sehr viel Waldland angekauft und durch den Verkauf des Holzes ungeheuer gewonnen habe. Er sey aber auch ein rechter Spekulant, sagten sie; was ich auch schon aus seinen Reden bereits vermuthet hatte.

Als ich hörte, daß in dieser Stadt auch ein deutscher Schullehrer wohne, so besuchte ich ihn. Er hieß Deininger und war ein geborner

Schwabe, der vor etwa 9 Jahren dort eingewandert war. Er war in seinem Vaterlande bereits eine lange Reihe von Jahren Schullehrer gewesen, mußte sich aber dennoch ganz wohl in das Amerikanische zu schicken, so wie es allen Schwaben und Pfälzern bei weitem leichter wird, sich zu amerikanisiren, theils wegen ihrer Sprache, die sie unter ihren zahlreichen Landsleuten dort allenthalben finden, theils wegen der im Vaterlande schon gewohnt gewesenen groben Lebensart, theils aber auch, weil sie fast alle etwas musikalisch sind, und es dort oft an solchen Schullehrern fehlt, welche die Orgel spielen können. Dieser Deininger hatte 2 Söhne, welche beide in diesem Berks-Kreise auch Organisten und Schullehrer waren. Er stand sich in dieser Stadt, in welcher man mehr für die Erhaltung der deutschen Sprache sorgte wie in jeder andern, ziemlich gut. Da er eben im Begriff war, eine deutsche Singestunde zu geben, so dauerte unsere Unterredung nur ganz kurze Zeit.— Auch dieser gab mir den Rath in Pensylvanien zu bleiben, weil schon so viele Deutsche mehre Hundert Meilen weit westlich gereiset wären, um dort ihr Glück zu suchen, und arm wieder zurückgekommen wären. Doch seinen Rath, welcher ferner darin bestand, eine andere Schulstelle anzunehmen, konnte ich nicht befolgen, denn das Schulhalten in Amerika war mir höchst zuwider geworden.

Am andern Morgen, den 30. April, setzte ich

meine Reise fort, um von da nach Lancaster zu gehen, und als ich Nachmittags in ein Städtchen kam, kehrte ich daselbst in einem deutschen Gasthause ein, um etwas zu genießen und erfuhr von dem Wirth, einem alten gebornen Hessen, mit Namen Niecher, der vor 50 Jahren nach dem geendigten Revolutionskriege dort geblieben war, und durch Heirath dieses Gasthaus bekommen hatte, daß diese Stadt Adamsstadt heiße, und nach dem Revolutionskriege erst erbaut sey. Von da ging ich noch nach Riemstädtchen, und übernachtete daselbst. Der Wirth hatte 2 Töchter und 1 Sohn, diese sangen nebst noch einigen jungen Leuten, die sich da versammelt hatten, nach dem Abendessen einige Stunden lang englische Gesänge vierstimmig nach Noten, welches mir überaus wohlgefiel. Auch hier, so wie fast in allen Städten hatten die jungen Leute englische Singestunden und bereiteten sich auf einen baldigen Gottesdienst in englischer Sprache vor. Am andern Morgen, den 1. Mai, bezahlte ich, wie gewöhnlich, einen Viertel-Dollar für das Abendessen und Logis und ging dann weiter; weil ich aber weder Morgens noch zu Mittage etwas genossen hatte, so wurde ich von dem starken Gehen um 3 Uhr Nachmittags so ohnmächtig, daß ich mich, ob ich gleich der Stadt Lancaster schon nahe war, unter einen Baum niederlegen mußte, wo ich eine Viertelstunde lang ausruhete, dann weiter ging und ein Viertel nach 4 Uhr dicht vor der Stadt Lancaster war; hier aber sank ich

abermals ohnmächtig auf einen großen platten Felsen nieder und konnte nach einer Viertelstunde erst in die Stadt gehen. Die Hitze, die um diese Jahreszeit dort oft schon stärker ist, als in meinem terlande die heißesten Tage mitten im Sommer, und der noch nüchterne Magen waren die Ursache meiner Mattigkeit. Ob ich mir gleich vorgenommen hatte, während dieser Reise mir täglich nur einmal Essen geben zu lassen, um das Geld zu sparen, so konnte ich dieß doch nicht so ganz ausführen. In Lancaster fragte ich mehre Kinder und junge Leute, wo ein deutscher Gastwirth wohne? aber sie verstanden mich nicht, oder wollten mich nicht verstehen. Es machte dieß auf mich einen sehr unangenehmen Eindruck, weil ich wußte, daß diese Stadt und die ganze Umgegend, die vor 40 Jahren die Grafschaft Lancaster genannt wurde, von Deutschen angebaut ist, und daß damals nur eine Kolonie von lauter Deutschen, 200 Personen stark, die einzigen Bewohner dieses großen Kreises waren, welche diese schöne Stadt gründeten. Als ich endlich einen alten Mann auf der Straße traf, zeigte mir derselbe das Gasthaus „zum goldenen Pflug,“ wo ich einkehrte und mich bei einer Flasche Cederoil und kaltem Essen erquickte.

Lancaster ist wirklich eine sehr schöne Stadt, von fast lauter massiven, steinernen und backsteiner- nen schönen großen Häusern und breiten Straßen. Obgleich hier nur lauter Deutsche und Abkömmlinge

von Deutschen wohnen, so schämten sich doch die allda befindlichen vielen Gäste mit mir zu sprechen, als sie merkten, daß ich kein Englisch verstand, und man sah mich über die Schulter an. Als ich mich gesättigt hatte, ging ich weiter und kehrte spät am Abend in einem Gasthause an der Chaussee ein, welcher Wirth zugleich ein Schmidt war, mit Namen Jakob Klug. Dieser Mann sowohl als seine Frau, waren so gesprächige Leute, als ich dergleichen bis dahin in Amerika fast nirgends noch angetroffen hatte. Er erzählte mir, daß er eine Maschine erfunden habe, die 10 Äpfel auf einmal mit der größten Geschwindigkeit sauber, akkurat und fein schälte, welches in den vereinigten Staaten von größerer Bedeutung ist, als man sich solches in Deutschland vorstellt; und weil Erfindungen von Werth, vorzüglich wenn dadurch Menschenhände erspart werden, dort nicht nur mit einer Ehren-Medaille, sondern auch überdieß noch mit einem jährlichen, lebenslänglichen, oft sehr ansehnlichen Gehalte an Gelde bezahlt werden, so hatte er große Hoffnung, dieses Glück ebenfalls bald theilhaftig zu werden. Daher mochte wohl seine und seiner Frau Heiterkeit und Frohsinn kommen. Hier wurde ich besonders herrlich bewirthet und bezahlte, wie gewöhnlich, des Morgens, als ich Abschied nahm, einen Viertel-Dollar. Am 2. Mai früh setzte ich meine Reise weiter fort.

Es gewährte die größte Anmuth und Freude,

in dieser Gegend Pensylvaniens zu reisen, besonders des Morgens früh und gegen den Abend; eine romantischere Gegend kann es auf der Erde für das Auge nicht geben. Nur dem Ohre fehlt dort in den Wäldern die herrliche Flöte der Nachtigall, der Schlag der Drossel und vieler anderer Sängler, und den Feldern unsere liebe Lerche und Wachtel. Von der letzteren giebt es zwar in Amerika auch eine Art, welche aber bei weitem nicht die Stimme der unsrigen hat. Die Fruchtbarkeit des fettesten Bodens in Deutschland aber ist mit diesem durchaus in keinen Vergleich zu bringen. Der Weizen und Roggen giebt dort die Ausfaat zwar nicht hundertfältig, wie in Ohio, aber doch 50 bis 60fältig wieder. Eine solche Pracht der Getraidefelder hatte ich noch nie gesehen. Am 1. Mai hatte der Roggen bereits seine Ähren völlig, und der Weizen ließ die Spizen derselben sehen. Starr vor Bewunderung und Erstaunen über den üppigsten Wachsthum der Früchte blieb ich oft mehre Minuten vor einem großen Kornfelde stehen, um es zu bewundern.

Um halb 8 Uhr kam ich in die Stadt Columbia; auch die Bauart dieser schönen Stadt gefiel mir überaus wohl; sie war, wie alle neuen Städte, in den vereinigten Staaten, nach einem vortrefflichen Plane gebauet, und hatte größtentheils schon massive steinerne Häuser. Sie liegt dicht an der Susquehannah, einem Flusse, der jetzt auch für

große Schiffe fahrbar gemacht wird, welches für den Staat Pensylvanien von der größten Wichtigkeit seyn wird, weil es unberechenbare Vortheile gewährt.

Dort kehrte ich im Gasthause „zur goldenen Sonne“ ein, genoß ein Frühstück nebst einem halben Mäßel Cyderoil und verfügte mich dann nach der Brücke, welche über den Fluß führt. Hier erstaunte ich über die fast unübersehbaren Menge Cedern- und Tannenholz, Dielen, Dachschindeln und andere bereits zugerichtete hölzernen Sachen. Das Tannenholz ist eine Art Fichtenbäume, die dort stärker werden als in unserm Lande die stärksten Eichbäume. Noch mehr aber erstaunte ich über die ungeheure lange und schöne Brücke, welche das längste Gebäude ist, was ich bis dahin gesehen hatte, denn sie ist 1 engl. Meile und 20 Ruthen lang, 40 Fuß breit und hat 2 Straßen, eine für die Wagen und die andere für Reiter und Fußgänger. Sie ist mit einem festen hölzernen Dache versehen, so daß die Brücke beständig trocken bleibt. Der gedielte Fußboden war so eben und rein, daß er viele gedielte Fußböden in unsern Wohnzimmern weit übertraf. Überhaupt war die Liebe der Amerikaner zur Keilichkeit allenthalben und auch auf dieser Brücke sichtbar. Ehe ich unter das Dach derselben trat, mußte ich 6 Cents bezahlen. Brückengeld wird dort von den Fußgängern eben sowohl, als von Reitern und Fuhrleuten bezahlt,

bis die Kosten der Erbauung derselben ersetzt sind. Gleich jenseits dieser langen Brücke kam ich am gegenüberliegenden Ufer der Susquehannah in ein Städtchen mit Namen Seitzwill, nicht ganz so groß als Columbia, wo ich gerade durch ging, und etwa 1 Stunde weiter ruhethe ich einige Minuten auf einer kleinen Brücke bei einem großen schönen Obstgarten, wo ich mich nicht satt sehen konnte an der zahlreichen Menge von Obstbäumen und ihrer ungeheuren Größe; auch sah ich dort an einem kleinen Flusse Trauerweiden, deren Dicke und Größe mich in Erstaunen setzten. Hier ging ein Weg links, und an dem Arme eines Handweisers, der auf ihn zeigte, las ich: **60 Mils to Baltimore — 8 Mils to New-Holland.** Um 11 Uhr Mittags las ich an einem andern Handweiser: 6 Meilen bis Pittel-York, und um 3 Uhr war ich schon in dieser Stadt. Sie hat auch fast lauter massive hohe schöne Häuser von Quadern und Backsteinen und ist sehr in die Länge gebauet, denn der Weg durch dieselbe ist 2 engl. Meilen lang. Auch hier sprach alles englisch, obgleich die Bewohner dieser Stadt, wie ich nachher hörte, sämmtlich Deutsche und Abkömmlinge von Deutschen waren. Hier wurde eine Brücke gebauet, die beinahe fertig und der über der Susquehannah ähnlich, aber beiweitem nicht so lang war. Ehe ich aus der Stadt ging, löschte ich meinen Durst mit einem Gläschen Cyder, für welches ich ein 6 Centsstück bezahlen mußte. Die Getränke sind allenthalben sehr theuer.

Sieben Meilen jenseits Littel-York kehrte ich, weil es dunkel wurde und mich ein starker Regen überfiel, in einem Gasthause an der Chaussee ein, um allda zu übernachten. Das Abendessen war, wie allenthalben, sehr vollständig und delikats; diesmal aber mußte ich am andern Morgen, den 3. Mai, 30 Cents bezahlen.

Früh um 6 Uhr setzte ich meine Reise weiter fort, und erreichte, noch ehe es ganz Mittag war, das Städtchen Eberstown, und bald nach Mittag ein anderes Städtchen mit Namen Drford, wo ich mich in einem Gasthause eine Stunde lang erholte. Nach eingenommener Erquickung konnte ich wieder recht gut marschiren und erreichte, noch ehe es dunkel wurde, die Stadt Gettisbury, welche von Drford 9 englische Meilen entfernt ist.

Hier kehrte ich im Gasthose „zum Bullen“ ein. Der Wirth sprach so schlecht deutsch, daß ich ihn nicht gut verstehen konnte; doch während ich aß, kam dessen Vater, der dort auch ein Gastwirth war; dieser war ein eingewandter Deutscher und sprach gern mit mir. Dem erzählte ich nun, daß ich gehört habe, die Gettisburyer suchten einen deutschen Schullehrer (es wurde mir dieß gesagt, ehe ich meine Reise antrat). Der Alte aber wußte davon weiter nichts, als daß wohl bisweilen einige von den ältesten Bürgern davon gesprochen hätten, daß es doch nicht recht sey, daß man die deutschen Schulen

habe eingehen lassen und daß man die Sprache der Deutschen, welche einzig diese Stadt erbauet hätten, ganz untergehen lasse, welches auch er nicht billige. Es waren in dieser Stadt zwei deutsche lutherische Prediger, einer hieß Herbst und der andere Kunzel, und der alte Mann sagte mir, daß ich von diesen am ersten Auskunft darüber erhalten würde; erbot sich auch mit mir nach dem Pfarrer Herbst zu gehen, der nicht weit von da ab wohne. Wir gingen bald darauf nach der Wohnung dieses Pfarrers, und fanden ihn in der Kirche, wo er nebst dem Schullehrer englische Singestunde gab. Die Singestunde hatte bereits ihren Anfang genommen und die Kirche war ganz voll von Menschen. Pfarrer Herbst und der Schullehrer saßen mitten in der Kirche auf Stühlen nahe gegen einander über und leiteten den Gesang. Sie und fast jeder Anwesende hatten außer dem Gesangbuche ein Choralbuch vor sich liegen, allemal 2 und 2 hatten ein Wachs- oder Talglicht und sangen in 4 Stimmen, so schön und harmonisch, daß ich mich heute noch freue, so oft ich mich an diesen Gesang erinnere. Nach geendigter Singestunde sprach ich den Prediger Herbst wegen der deutschen Schule, und derselbe sagte mir, daß es nun einmal mit der englischen Sprache in dieser Stadt so weit geziehen sey, daß nun und nimmermehr an einen Unterricht in deutscher Sprache zu denken sey. Auf dem Rückwege nach meinem Quartiere erzählte mein Begleiter, als er gehört hatte, ich sey ein Braunschweiger;

daß in Gettisbury ein Landmann von mir wohne, welcher Wasmus heiße, ein Barbierer, und aus dem Dorfe Beddingen gebürtig sey; und als ich ihm gesagt hatte, daß ich in der Nachbarschaft dieses Dorfes gewohnt habe, versprach er, am andern Morgen früh mir die Wohnung meines Landmannes zu zeigen. Er ging nun zu Hause und ich nach meinem Logis, und weil ich von der Reise sehr ermüdet war, begab ich mich gleich darauf zu Bette, konnte aber die ganze Nacht hindurch nicht schlafen vor Schmerzen in den Gliedern, welche von dem starken Marschieren herrührten, denn ich hatte binnen 5 Tagen 130 engl. (26 deutsche) Meilen zurückgelegt, und das war für mich, der ich das Reisen zu Fuße nicht gewohnt und mit der Sicht behaftet war, zu viel, denn es beträgt mehr als 5 deutsche Meilen in einem Tage.

Am andern Morgen, den 4. Mai, sobald mein Wirth aufgestanden war, bezahlte ich ihm für Abendessen und Logis einen Viertel-Dollar, nahm Abschied und ließ mir des Barbierers Wasmus Wohnung zeigen. Als ich vor dieß Haus trat, glaubte ich zu träumen; hier, dachte ich, kann kein deutscher Barbierer wohnen, denn ein deutscher Fürst hätte sich nicht zu schämen brauchen in einem solchen Pallaste zu wohnen; weil mir aber das Haus genau bezeichnet, und kein anderes röhlich angemaltes Haus zu sehen war, ich auch bald bemerkte, daß viele Männer mit ungeschornem Barte an die-

fem Sonntage = Morgen hineingingen, so folgte ich ihnen, kam gleich unmittelbar von der Straße in die große geräumige Geschäftsstube und fand einen Mann von etwa 55 bis 60 Jahren in sehr emfigen Geschäften, was auch wirklich sehr nöthig zu seyn schien, denn es saßen in diesem Zimmer wohl 40 Personen, welche barbiert zu werden wünschten und es kamen noch immer mehre hinzu. Um Streit zu verhüten, merkte ich gleich, daß da das Sprichwort: „wer zuerst kommt, der mahlt zuerst,“ befolgt wurde; denn die Bärtigen saßen alle in einem Kreise und von dem Obersten bis zu dem Untersten wurden sie der Reihe nach barbiert. Um Herrn Wasmus (wenn er es nämlich selbst war, der da so emsig rasierte), gleich durch meinen Gruß anzuzeigen, daß ich ein deutscher Landsmann von ihm sey, sagte ich dießmal recht laut und deutlich: Guten Morgen! und als mir darauf nichts erwidert wurde, trat ich dem Arbeitenden näher und fragte: „wohnt hier Mäster Wasmus?“ „Jäs“ war die leise Antwort darauf. „Sind Sie es etwa selbst?“ fragte ich dann. Ein recht kaltes „Jäs“ mit verdrießlicher Miene erhielt ich abermals zur Antwort. Nun sagte ich ihm, daß ich ein deutscher Landsmann von ihm sey, in Ballstedt, nahe bei Beddingen, im Braunschweigischen, gewohnt habe, und erst vor Kurzem nach Amerika ausgewandert sey. Aber, ohne ein Wort zu erwiedern, zeigte er bloß mit dem Finger auf einen Stuhl, worauf ich mich niedersezte. Wasmus sprach mit

den Anwesenden kein deutsches Wort, sondern beständig englisch und es kam mir vor, als ob auch er sich meiner schämte, weil er auch nicht ein Wort zu mir sagte, auch noch nicht nach einer Stunde, die ich da gefessen hatte, und als er schon den letzten barbierte. Als dieser seiner Wege ging, stand ich auf, und sagte: „Adje Landsmann! ich wünschte Sie bloß zu sehen und einige Worte mit ihnen zu sprechen; leben Sie recht wohl! Während dessen ging der zuletzt Barbierte zur Thür hinaus und ich wollte ihm folgen. Wasmus aber nahm mich nun beim Arm und sagte mit leiser Stimme, damit es ja Niemand hörte: bleiben Sie noch hier. Nun bat er mich, es nicht übel zu nehmen, daß er mich nicht gleich freundlicher aufgenommen habe u. s. w. und ließ auch dieselben sonderbaren Worte hören, die mir bereits mehre Deutsche gesagt hatten: „man muß sich in die Leute schicken.“ Worauf ich ihn fragte, was diese Worte denn in ihrem ganzen Umfange bedeuten sollten? und er antwortete: „Alles, Alles so machen, wie es die Leute hier haben wollen.“ Hierbei überzeugte ich mich wieder von Neuem, daß ich unter den Amerikanern als einzelner Mann nie mein Glück machen und finden würde, denn wolle ich das, so müsse ich erst ganz umgeschmolzen werden.

Wasmus führte mich nun in seine Wohnstube zu seiner Frau und bat mich dann, mit ihm das Frühstück zu essen; und nun erzählte er mir noch

einen andern Grund davon, warum er mich mit solcher Kälte aufgenommen habe. Es wären früher oft eingewanderte Deutsche zu ihm gekommen, welche Schulden oder sonst dumme Streiche gemacht hätten, die er dann aus der größten Verlegenheit gerissen, was sie ihm aber mit Undank vergolten hätten; und solches habe er auch von mir vermuthet.

Hierauf erzählte er mir seine Schicksale während der 18 Jahre seines Aufenthalts in Amerika, die ich aber nur ganz kurz hier wiedergeben will. Er sey mit seiner Frau und 2 Kindern, weil die Seereise ihm sein ganzes Vermögen gekostet habe, arm in Philadelphia ans Land getreten und habe an baarem Gelde keinen Thaler, wohl aber noch einige silberne und andere Geräthschaften von einigem Werthe bei sich gehabt; außerdem wäre er sowohl, wie seine Frau mit guten Kleidungsstücken versehen gewesen. Wegen des kostspieligen Aufenthalts in Philadelphia aber habe er ein Stück nach dem andern von seinen Sachen verkaufen müssen, weil sich auch bei aller angewandten Mühe keine Gelegenheit gefunden habe, mit seinem Metier etwas zu verdienen. Die Noth habe ihn endlich gezwungen, diese Stadt zu verlassen, und sein Wunsch wäre gewesen, nach dem Ohio = Staate zu reisen. Aber dazu hätte ihm das Reisegeld gefehlt, und außer der Kleidung hätte er nur noch eine silberne Uhr und seine Frau einen silbernen

Löffel gehabt. Doch habe er einen Bauer gebeten, der die Straße nach Lancaster habe fahren wollen, ihn nebst seiner Frau und Kindern bis nach seiner Wohnung mitzunehmen, und derselbe sey auch gleich bereit dazu gewesen. Sie wären nun abgereiset und unterwegs sey es ihm schwer aufs Herz gefallen, daß er vergessen habe, seine Uhr nebst dem Löffel zu verkaufen, damit er das Fuhrlohn bezahlen könne. Nichts habe er mehr bedauert, als seine armen Kinder, die über Hunger geklagt hätten und er habe nichts für sie zu beißen und zu brechen gehabt. Spät am Abend wären sie in des Bauers Wohnung angekommen, der sie alle mit Speise und Trank erquickt und gelobt und Allen ein gutes Nachtlager gegeben habe. Am andern Morgen hätten sie alle wieder eine herrliche Mahlzeit bekommen; der Bauer aber, dem er über Tische seine Noth geklagt, habe auch kein Fuhrlohn verlangt, sondern noch obendrein versprochen, sie Alle noch eine halbe Tagereise durch seinen Knecht und Fuhrwerk weiter transportiren zu lassen. Nach Tische habe er seinen Knecht beauftragt, daß derselbe Baumaterialien von einem bestimmten Orte holen und diese Leute nebst ihren wenigen Sachen mitnehmen solle, bis an das Haus eines seiner an der Straße wohnenden Bekannten, den er durch den Knecht habe bitten lassen, diese Leute auch eine Nacht zu herbergen u. s. w.

Als sie dort angekommen wären, hätte der

Bauer gefragt, ob Wasmus dreschen, Ställe misten und dergleichen Geschäfte verrichten, und seine Frau spinnen könne und andere häusliche Geschäfte versuche? und als sie das mit Ja beantwortet, habe der Bauer gesagt: so könnten sie ja alle bei ihm bleiben, er habe Arbeit genug und auch eine Wohnung für sie, die sie beziehen könnten. Als er gehört, daß Wasmus ein Barbierer und nach dem Ohio zu reisen entschlossen sey, habe er ihm ernstlich davon abgerathen und gesagt, daß er als ein solcher ja in Pensylvänien viel eher und leichter seinen Zweck erreichen würde, als am Ohio. Er (Wasmus) habe sich bald auch selbst davon überzeugt, weil die Leute auf dem Lande im Ohio-Staate ja zu der Zeit, nach allen Nachrichten, noch sehr zerstreut gewohnt hätten, und sich nun entschlossen, eine Zeitlang bei diesem Landwirthe zu bleiben und das Dreschen und andere Bauerngeschäfte zu versuchen; am andern Morgen sey er auch mit den übrigen Dreschern in Reihe und Glied getreten; es sey ihm recht fauer geworden, doch habe er gedacht, er würde es gewohnt werden. Am folgenden Morgen aber, als er hätte aus dem Bette steigen wollen, wäre er ganz steif gewesen und alle Glieder seines Körpers hätten ihm wehe gethan; ja seine Arme hätte er nicht können vom Leibe bringen. Nun habe er zu seiner Frau gesagt: „Dreschen kann ich unmöglich wieder, es gehe mir auch, wie es gehe.“ Er habe seine Barbierwerkzeuge genommen, sey ausgegangen von einem

Bäuerngute zum andern: und habe an diesem Tage mit Barbieren einen amerikanischen Thaler verdient, wobei man ihm Essen und Trinken im Überflusse gegeben habe. Mit unbeschreiblicher Freude sey er am Abend zu seiner Frau geeilt und seine ersten Worte wären gewesen: „Frau, Frau, was denkst du wohl, ich habe heute einen Thaler verdient!“ worüber sich seine Frau auch nicht wenig gefreuet habe.

Bald nachher sey der Bauer mit den Worten zu ihm in die Stube gekommen: „Was hobt ihr denn für Macht? ihr seit mir ja untreu fürworde.“ Er habe sich nun wollen bei seinem Wirth entschuldigen, der aber habe mit Lachen entgegnet: „Nu, nu! ich hobß wohl ketenkt; tos ihr net trefche konntet, feht Morge nur noch weiter tie Schtroß hinauf, to libts noch mehr zu vertiene!“

Diesen Rath habe er befolgt, und seine Kunden hätten sich ungemein vermehrt, so daß er alle Tage vollauf zu thun gehabt habe; am zweiten Tage habe er schon über 2 Thaler verdient. Er sey, dem Rathe seines Wirths gemäß, immer nahe an der Straße geblieben und an derselben in seinen Geschäften immer weiter gegangen und auf diese Art bis Gettissburg gekommen, wo er jetzt wohnte. Gettissburg hätte damals (vor 18 Jahren) nur erst aus etwa 9 Häusern bestanden. Jetzt ist es eine Stadt, ich glaube im Umfange so groß,

wie Wolfsenbüttel, aber freilich noch nicht so vorkreich; mit jedem Jahre aber wird sie größer. Sie ist nach dem Plane von Philadelphia gebauet, hat sehr schöne Häuser, und recht breite Straßen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden.

Wasnuiß erzählte ferner, daß ihn die Gettisburger gebeten hätten, sich in dieser neuen Stadt, die sich schnell vergrößern würde, zu besetzen, und diesen Rath habe er nach einiger Zeit befolgt, weil er ihn zweckmäßig und vortheilhaft gefunden habe, denn die ganze Gegend um diese Stadt sey sehr bevölkert.

Hier in Gettisburg habe er binnen kurzer Zeit sich ein Kapitalchen gesammelt, dann sich ein Haus gekauft, und bald nachher auch Gärten und Felder. Nach 3 Jahren sey ihm seine gute treue Frau gestorben (bei diesen Worten kamen ihm Thränen in die Augen) und bald nachher auch die Tochter, ein blühendes Mädchen von 16 Jahren. Seinen noch einzigen Sohn habe er nach Baltimore bei einem Zuckerbäcker in die Lehre gethan, der sich dort so wacker gehalten, daß ihn nach dem Tode seines Meisters dessen einzige Tochter geheirathet habe, und dadurch sey er ein sehr reicher Mann geworden. Er selbst habe als Wittwer ohne Schaden seinem Hauswesen nicht vorstehen können, und deswegen sich entschlossen, wieder zu heirathen; und mit seiner jetzigen Frau habe er das große schöne Haus,

in welchem er jetzt wohne, nebst einem schönen Garten und einigen Aekern Feldland zum Eigenthum erhalten. Er hatte mit ihr eine Tochter, die etwa 5 Jahre alt seyn mochte.

Wasmus war ganz Amerikaner: denn wenn er auch in dem eifrigsten Gespräch mit mir war, so schwieg er doch augenblicklich, so oft seine Frau oder ein Anderer die Thür aufmachte und in die Stube trat, und er bat auch mich, dieß zu thun. Über die reiche Heirath des Wasmus wunderte ich mich nicht, denn seine Ehehälfte war nichts weniger als hübsch, und überdieß schien sie mir eine rechte Haderkase zu seyn. Daß Wasmus nicht recht glücklich mit ihr lebte, merkte ich gleich, ob er mir gleich nichts davon sagte.

Nach dem Morgen-Essen (Breakfast) wollte ich mich Herrn Wasmus empfehlen. Da er mich aber dringend bat, bis nach Mittag bei ihm zu bleiben, weil er wegen meiner Absicht, nach dem Ohio und vielleicht noch weiter zu reisen, noch viel Wichtiges mit mir zu sprechen habe, so erfüllte ich seine Bitte und blieb bis nach dem Mittags-Essen bei ihm. Während dieser Zeit wandte Wasmus seine ganze Beredtsamkeit an, mir meinen gefaßten Entschluß aus dem Sinne zu reden und es gelang ihm endlich; denn ich fand seine Gründe, warum er die Fortsetzung meiner Reise nach Westen widerrieth, größtentheils richtig und entschloß mich, wieder

zurückzukehren, bis zu einer gelegneren Zeit, wenn sich manche Umstände vielleicht glücklich geändert haben würden, die der Erreichung meines Zweckes jetzt hinderlich waren.

Nach Tische nahm ich von Frau Wasmus Abschied, er aber begleitete mich 1 Stunde weit. Nun zeigte er mir erst seine Besitzungen in und nahe bei der Stadt, nämlich: 2 Häuser, 2 Grundstellen zu Häusern (Lots), die er früher für wenig Geld gekauft hatte, die aber jetzt im Preise mehr als zehnfach gestiegen sind; und 90 Acker Land, von welchen die Hälfte bereits urbar gemacht, und weil es nahe vor der Stadt liegt, als Gartenland verpachtet war; dessen Werth sich ebenfalls seit der Zeit es Wasmus besitzt, ungemein vergrößert hat.

Wasmus begleitete mich nun noch 1 Stunde lang, erzählte mir noch Mancherlei, und gab mir den Rath, an irgend einer lebhaften Straße ein Haus zu miethen, Schnapps und Schmalbier zu schenken, Leibkuchen zu backen und diese den Gästen zu verkaufen u. s. w. Nach reifer Überlegung fand ich aber, daß weder ich noch meine Frau uns zu diesen Geschäften recht schicken würden. Gegen 3 Uhr schieden wir von einander, er ging wieder nach Gettisburg und ich nach dem Städtchen Orford zu.

Siebentes Kapitel.

Rückreise von Gettysburg. — Sonderbare Nacht in Orford. — Löbliche Sitte der Krankenwartung von Nachbarn. — Bewachen der Todten zur Nachtzeit. — Zwei deutsche Auswanderer reisen nach Cincinnati. — Reise über Littel-York, — Seitswill, — Susquehannah-Brücke, — Columbia, — Monpleassent, — Lancaster. — Schilde der Gasthäuser. — Langer Weg im Finstern. — Nachtquartier bei Quäkern. — Reise über ein hohes Gebirge. — Gastfreie Aufnahme von englischen Pflanzern. — Fruchtbarkeit der Bergthäler. — Reise im Finstern durch einen dicken Wald. — Nachtquartier in einem Bauernhause. — Reise nach Reading. — Viele neue deutsche Auswanderer. — Reise nach meiner Wohnung an der Mosillem.

Am 4. Mai Abends nach dem Dunkelwerden erreichte ich auf der Rückreise Orford, und kehrte in dem ersten Gasthause, was ich traf, ein. Da schon gespeiset war, aß ich diesen Abend wieder allein und war auch während des Essens, außer einer Magd, die mir den Kaffee einschenkte, allein in der Speisestube. Alles war sehr stille im Hause, obgleich mehre Leute, als diejenigen, welche in das Haus gehörten, gegenwärtig waren; alle waren

recht ernsthaft, und einige schienen traurig zu seyn. Der Wirth fragte mich, ob ich zu Bette zu gehen wünschte, und als ich das mit Ja beantwortet hatte, brachte er mich oben im Hause in ein großes Zimmer, wo wohl 7 Betten standen, in zweien derselben schliefen bereits Leute und die übrigen waren noch leer. Als der Wirth mir meine Schlafstelle angewiesen hatte, entfernte er sich; ich löschte nun das Licht aus und legte mich zu Bette. Kaum hatte ich mich niedergelegt, so hörte ich in einem Nebenzimmer mehre Personen sprechen, einige kamen auch bald nachher mit dem Lichte durch mein Schlafzimmer und gingen in ein anderes. Bald kamen wieder einige andere zurück, legten sich in die noch leeren Betten, die Schlafenden wurden geweckt und verfügten sich nun gleichfalls in das Nebenzimmer. So ging es die ganze Nacht hindurch, und an Schlaf war nicht zu denken. Am folgenden Morgen bemerkte ich, daß eine im Hause befindliche Leiche diese nächtliche Unruhe verursacht hatte.

Es ist nämlich dort allenthalben die löbliche Sitte und der Gebrauch, daß die Nachbarn während der Zeit Jemand krank liegt, diesen Kranken warten; und stirbt der Kranke, so wird seine Leiche, während solche über der Erde steht, von sämtlichen Nachbarn und andern zur Nachtzeit bewacht. Das Letztere hatte ich bis dahin nicht gewußt; die Ursache, warum dieß geschieht, habe ich aber durch alles For-

sehen auch nachher nicht erfahren können, sondern immer nur die Antwort erhalten: „Es ischt so K'prauch.“

Am 5. Mai früh um 6 Uhr, nachdem ich meinem Wirth einen Viertel-Dollar bezahlt hatte, setzte ich meine Reise wieder weiter fort, denn mir war nirgend so wohl, als in der freien Natur zwischen blühenden Getraidefeldern, Wäldern und andern Gegenständen im Freien, wo ich beständig die weit stärkere Vegetation, als ich sie sonst gewohnt war, bewunderte, besonders bei stiller schöner Witterung des Morgens und Abends in der Kühle. Mein Weg ging nach Pittel-York, und um halb 1 Uhr Mittags, als ich mich bei einem Glas Cyder in einem Gasthause an der Chaussee erholte, hörte ich, daß ich von dieser Stadt nur noch 5 Meilen entfernt sey. Als ich nach 1 Uhr meine Reise wieder fortsetzte, begegneten mir 2 junge Leute, die ich anredete, weil ich an ihrer Kleidung sah, daß es deutsche Einwanderer waren. Es waren Baiern, einer ein Tischler, der andere ein Metzger, welche gewillet waren, nach Cincinnati zu reisen, um dort ihr Glück zu suchen. Sie sprachen davon, daß es sich in Amerika herrlich reisen lasse, und erzählten, daß sie von Philadelphia bis hieher nur ein einziges Mal in einem Gasthause eingekehrt wären und ein 11 Pensstück (4 Sgr.) verzehrt hätten; sie kehrten, wenn sie hungrig und durstig würden, immer bei einem Bauer ein; logirten auch des Nachts nur in

solchen Häusern. Diese hätten sich bis jetzt noch nichts dafür bezahlen lassen; und immer wären sie herrlich bewirtheet worden. Sie fragten mich, ob ich das nicht eben so mache? und ich sagte ihnen, daß ich auch bereits die Gastfreiheit der Amerikaner in dieser Art kennen gelernt, doch auf dieser meiner Reise noch keinen Gebrauch davon gemacht habe. Nun fragten sie, ob ich auch Brückengeld bezahlt habe, ehe ich unter das Dach der großen Brücke gegangen sey? und als ich das mit Ja beantwortete, erzählten sie, daß man ihnen dasselbe auch abgefordert, als sie aber gesagt hätten, sie hätten kein Geld, habe man sie frei hinüber gehen lassen. Sie hofften, daß ihnen die ganze Reise bis Cincinnati nicht einen halben amerikan. Thaler kosten werde, worauf ich ihnen Glück wünschte, meines Weges ging und noch vor Abends Eittel-Vork erreichte, durch welche Stadt ich geraden Weges ging, ohne mich zu verweilen, und am Abend spät kehrte ich in einem Gasthause am Wege ein, wo ich übernachtete. Weil ich sehr ermüdet von der Reise war, ging ich früh zu Bette, und am andern Morgen, nachdem ich meine gewöhnliche Beche bezahlt hatte, begab ich mich um 6 Uhr von neuem auf den Weg und um 9 Uhr war ich schon in dem Städtchen Seitawill, dicht an dem Susquehannah, wo ich in einem Gasthause ein Gläschen Cyder trank, dann über die früher genannte lange Brücke ging und in die Stadt Columbia kam. Weil ich sehr matt war, so ging ich beim Ausgange aus dieser Stadt

erst in ein Gasthaus, ließ mir etwas kaltes Essen geben und trank wieder ein Glas Cyder (dort nach englischer Mundart Seider genannt, das wohlfeilste, gesundeste und stärkendste Getränk in Amerika), dann setzte ich meine Reise nach Lancaster fort, und nachdem ich 3 Stunden lang stark marschirt hatte, erreichte ich das Städtchen Mountpleasant, und wollte, ohn mich da zu verweilen, durchgehen, aber Sichtschermerzen in der rechten Hüfte und Kniee nöthigten mich, auch hier einzukehren, und ein Gläschen Cyder stärkte mich abermals und linderte auch die Schmerzen, so daß ich nach einer Viertelstunde wieder gut marschieren konnte, in kurzer Zeit 5 Meilen zurückgelegt hatte und von der Stadt Lancaster nur noch 1 Meile antfernt war. Auf einmal aber bekam ich wieder die heftigsten Sichtschermerzen in den vorhin genannten Theilen meines Körpers, so, daß ich mich unter einen Baum niederlegen mußte und erst nach 1 Stunde wieder aufstehen konnte. Als ich endlich wieder weiter zu gehen vermögte, war meine Uhr bereits $\frac{3}{4}$ auf 6, doch weil ich nicht Lust hatte, in Lancaster zu übernachten, so ging ich diesmal durch diese Stadt, ohne allda mich aufzuhalten, hatte aber beim Ausgange aus derselben den rechten Weg verfehlt, was ich erst bemerkte, als ich bereits eine halbe Meile von der Stadt entfernt war. Als ich vor eine Brücke kam, rief mich in einem am Wege stehenden Hause ein Mann an, dem ich für den Übergang über die Brücke 1 Cent bezahlen mußte.

Derfelbe ſagte mir, daß ich nur unbedeutend aus derkehr gegangen ſey und bald wieder auf den rechten Weg kommen könne. Mit Fleiß aber blieb ich auf dieſem Wege, um am folgenden Tage eine andere Gegend zu ſehen; denn jezt wurde es Abend und ich nahm mir vor in dem erſten Gaſthauſe, welches ich an der Straße treffen würde, einzukehren und daſelbſt zu übernachten; denn ob es gleich finſter war, ſo verließ ich mich doch darauf, daß ich ein Gaſthaus nicht verfehlen könne, weil ſolche alle dicht an den Straßen ſtehen und alle ein Schild haben, ſo groß, wie ein großer Thorwegſflügel, welches hoch an zwei großen Pfeilern befeſtigt iſt, und zwiſchen denſelben ſchwebend hängt, an welchem ein Pferd, ein Ochſ, Bär oder ein anderes Thier, oder auch der Präſident oder eine andere in Amerika wichtige Perſon in Lebensgröße abgemalt iſt; oder auch andere Gemälde, als z. B. die Sonne, der Mond, ein Kutfchwagen mit Pferden beſpannt, ein Pflug mit oder ohne Pferden, zwei goldene Schlüſſel und noch manche andere Dinge. Ein ſolches Schild ſieht man am Tage in großer Entfernung ſchon und ſelbſt zur Nachtzeit kann man nicht leicht vorbei kommen, ohne es zu bemerken. Auf dieſem Wege aber ging ich wohl zwei Stunden in der Nacht, ohne ein Gaſtſchild zu gewahren. Endlich kam ich vor ein großes ſchönes Haus, in welches mehre ſchön gekleidete Manns- und Frauensperſonen gehen wollten, und dieſe fragte ich, ob man mich nicht her-

bergen wolle, weil ich schon vergeblich 2 Stunden im Finstern gegangen sey, in der Hoffnung, ein Gasthaus anzutreffen. „Verschteh net!“ war die Antwort. Weiter fragte ich, ob ich nicht einen Trunk Wasser bekommen könne. „Verschteh net!“ war wieder die Antwort, die ich erhielt und ich mußte weiter gehen. Nach einer halben Stunde etwa kam ich vor ein kleines Bloekhäuschen und fragte, ob man mich nicht herbergen könne. Mann und Frau versicherten, daß sie dieß gern thäten, aber es fehle da der Raum; und als ich hineintrat, um meinen Durst zu löschen und eine Pfeife Tabak anzuzünden, überzeugte ich mich davon, denn diese noch jungen Leute hatten 9 lebendige Kinder und nur 2 Betten, auch war der Raum so beschränkt, daß ich da nicht wohl übernachten konnte. Man versicherte mir, daß ich nicht fern von da ein Gasthaus treffen würde, aber ich ging noch wohl eine Stunde lang, ehe ich ein solches antraf, durch einen düstern Wald und mitten in diesem kam ich vor einen Fluß, durch welchen der Fahrweg, dem ich gefolgt war, hindurch führte, wodurch ich in Verlegenheit kam, doch aber nach kurzem Suchen einen Steg fand, über welchen ich dann ging und beim Ausgange aus dem Walde das Gasthaus fand; beim Eintritt ins Haus schlug die Stubenuhr gerade 10. Hier kam ich unter lauter Quäker, die kein deutsches Wort verstanden, und auf meine Frage, ob man mich herbergen könne, verstand ich die Antwort nicht, setzte mich

aber in der mit Gästen angefüllten Stube nieder, und sprach: „ei em-hungre; kohl't iht.“ Der Wirth verstand, daß ich hungrig sey und kaltes Essen verlange, faßte mich beim Arme und brachte mich in die Speisestube, wo mir vorgesetzt wurde, was ich verlangte, und als ich mich gesättigt hatte, gab ich das Zeichen, daß ich lieber in dieser Stube bleiben wolle, wo die Wirthin mit ihren Kindern auch blieb. Hierauf tauchte ich noch eine Pfeife Taback und zeigte dann, daß ich müde sey und schlafen wolle. Man brachte mich oben im Hause durch mehre große Zimmer, wo Betten standen, auf ein kleineres, wo nur ein Bett stand und zeigte, daß ich da schlafen solle; ich schlief aber nur erst gegen Morgen ein, denn die ganze Nacht wurde es in diesem Hause nicht ruhig, sondern beständig dauerte das Gehen und Sprechen mehrer Personen in den Zimmern, über welche ich beim zu Bette gehen gekommen war und die Thüren würden fortwährend auf- und zugemacht. Am andern Morgen, den 6. Mai, ließ ich mir ein Gläschen Rum und etwas Butterbrodt geben, bezahlte dem Wirth für Abendessen, Herberge und den Schnapps nur 20 Cents, setzte um 6 Uhr meine Reise weiter fort, und ging bis Nachmittags 4 Uhr, ohne mich aufzuhalten in eins fort. Dann aber wurde ich ohnmächtig, setzte mich etwa eine Viertelstunde lang unter einen Baum und ruhete. Bis hieher war ich beständig durch die blühendsten Gegenden gekommen, worin ich mich auch jetzt noch befand,

nur mit dem Unterschiede, daß hier die Leute zerstreuter wohnten und mehr Wald war; aber in der Ferne hin sah ich hohe Berge mit Wald, die sehr rauh zu seyn schienen, denn man konnte hier und da von ferne schon die großen mit weißem Moos bewachsenen Felsen sehen. Um 5 Uhr kam ich an diese Berge und mußte eine gute Stunde lang immer bergan gehen, bis ich endlich auf einem sehr hohen Berge stand, von wo aus ich hinter mir wohl 20 Meilen hin die blühende Gegend, mit Häusern, Feldern und Wäldern besäet, übersehen konnte; es war eine wirklich prächtige Aussicht. Nahe um mich her aber sah ich kahle Felsen, nur mit Moos bewachsen, oft von der Größe und so flach, daß man auf dieselben eine kleine Stadt hätte bauen können; neben diesen Abgründe, in welchen es unten wegen der ungeheuern Tiefe ganz finster war, dann wieder Berge, die von einem Steinregen entstanden zu seyn schienen, denn ihrer Lage nach waren sie einer auf dem andern gefallen, das zeigten die Borsten mehrerer großen Steine an, die so auf noch größeren ihres Gleichen lagen, daß man nicht anders schließen konnte, als sie wären einst auf dieselben gefallen und dadurch ins Kreuz und in die Quere entzwei geborsten. Um mich vor der Wahrscheinlichkeit dieser meiner Ansicht noch mehr zu überzeugen, erstieg ich einen solchen ungeheuren Steinberg und meine Hypothese schien durch die ganze Lage desselben Bestätigung zu erhalten, so daß ich zu mir selbst die Worte sagte:

ja, ihr seyd vor Jahrtausenden an diesen Platz geregnet; ein ungeheurer Vulkan hat euch einst in die Höhe geschleudert, aus derselben seyd ihr wieder herabgefallen und habt diese ungeheuren Berge gebildet.

Dann ging ich weiter und freuete mich, als ich in der Ferne ein Haus sah, worauf ich zueilte; um dort auszuruhen und Hunger und Durst zu stillen. In diesem Hause traf ich nur eine junge Frau, die mir mit freundlicher Miene zwar entgegen kam, aber als sie hörte, daß ich deutsch sprach, schien sie etwas verlegen zu werden. Ich bat um einen Trunk Wasser und etwas Brodt, und als sie das nicht verstand, fragte sie: „Kähn ju net thaf englisch gut?“ No! sagte ich, setzte aber gleich hinzu: Water, Bried. Nun fragte sie: „thu ju net drinf Seider?“ Ah! Seider, Seider! jäs, jäs! sagte ich. Sie brachte mir nun eine große Flasche voll Cyder und den herrlichsten Weißkuchen, Butter und Latwerge von Äpfeln (oder Äpfelmuß), auch noch eine Flasche voll Branntwein, die ich aber gleich zur Seite setzte und mich dann der Cyderflasche und des Kuchens bediente, woran ich mich recht labte und erquidte. Als ich mich gesättigt hatte und diese Frau, so gut ich konnte, fragte, was sie für Speise und Trank verlange? kam auch ihr Mann zu Hause, mit dem sie einige Worte sprach; dieser war die Freundlichkeit selbst und beide gaben nun durch Kopfschütteln und andere Zeichen

zu verstehen, daß sie nichts von mir verlangten, ja sie baten mich beide, bei ihnen die Nacht über zu bleiben und zeigten mir ein Bett neben dem ihrigen, wo ich schlafen solle. Nichts mehr bedauerte ich, als daß ich mit diesen gastfreien wackern jungen Engländern mich nicht besser unterhalten und ordentlich sprechen konnte. Als sie merkten, daß ich durchaus nicht bei ihnen übernachten wollte, bestand doch der Mann darauf, daß ich erst seinen Whisky probiren solle, was ich denn auch that; es war der herrlichste Apfelbranntwein, den ich noch nicht so gut in Amerika getrunken hatte.

Unter herzlichem Glückwünschen nahm ich von diesem Paare Abschied und erstaunte beim Weggehen über die prachtvollen Weizen- und Roggenfelder hier in diesem Bergthale, zwischen Felsenbergen, auch über die ungeheure Menge Obstbäume und ihren üppigen Wuchs, die dort in den gebürgigen Gegenden überall reichere Erndten geben, als in den Ebenen. Wohl 2 Stunden ging ich noch, ehe es dunkel zu werden anfing und war während dieser Zeit vor 4 Häusern vorbei gekommen, wo ich hätte Nachtquartier nehmen können; aber ich wollte, wie fast immer, auch dießmal, erst einkehren, wenn es ganz finster seyn würde. Es wurde finster, aber seit einer vollen Stunde schon hatte ich kein Haus gesehen und der Wald wurde immer dicker. Nach etwa noch einer Stunde blieb ich ein Weilchen still stehen und horchte, ob ich nicht etwa einen Hund

bellern hören würde; den hörte ich nicht, aber einen recht plumpen Tritt eines Menschen, den hörte ich; und dieser kam mir entgegen und immer näher. Ich ging nun fort ihm entgegen und sah, als ich ganz nahe vor ihn kam, daß es ein Neger war, der einen Misthaken auf der Schulter hatte. Guten Abend! sagte ich, worauf er still stand, seinen Misthaken vor sich hinstützte, und „kut Nobet!“ sagte. Nun fragte ich ihn, ob ich nicht etwa bald ein Gasthaus treffen würde, wo ich logiren könne? Er aber antwortete mir, daß an diesem Wege, bis noch 3 Meilen weiter kein Gastwirth wohne, weil er nicht viel befahren würde. Es führte aber ein Weg weiter rechts über dieß Gebirge, den ich verfehlt haben müßte, und wenn ich diesen nicht verfehlt hätte, so hätte ich da 2 Gasthäuser getroffen. Nun erinnerte ich mich, daß dieß geschehen war, als ich bei dem großen Steinhäusen vorbei kam. Nach einer guten Viertelstunde, so sagte der Schwarze, würde ich vor ein Haus kommen, in welchem eine Wittwe wohne, bei welcher er geschafft. (gearbeitet) hätte, die würde mir Herberge geben, es sey eine gute Frau. Nun sagte ich ihm gute Nacht, ging meines Weges, und nach einer Viertelstunde traf ich wirklich das Haus, das der Schwarze mir bezeichnet hatte; die Wittwe aber wollte mir nicht die Thür öffnen, was ich ihr wohl nicht gut verdenken konnte, denn sie war mit ihren noch unerwachsenen Kindern ja ganz allein in dem Hause, und konnte ja nicht wissen, ob

ich ein ehrlicher Mann sey, oder nicht. Sie sagte mir, ich möge nur noch eine kleine Strecke weiter gehen, bis zu dem nächsten Hause, wo ich gern aufgenommen würde. Nach einer kleinen halben Stunde sah ich ein Haus, in welchem auch eine Frau mit ihren Kindern allein war, die letzteren aber waren schon erwachsen. Als ich kein Licht sah, klopfte ich an die Thür. Eine Frau sah oben aus dem Fenster und fragte, wer da sey? worauf ich ihr treuherzig sagte, wie es mir ergangen sey. Ey, sagte sie, sie habe schon vielen Reisenden auf eine Nacht Herberge gegeben, und hielte dieß für ihre Pflicht, diese aber wären alle früher gekommen u. s. w. Sie kam aber herunter und ließ mich ins Haus und rief ihre Tochter, sogleich das Licht anzuzünden, welche auch gleich mit dem Lichte in der Hand kam. „Ja,“ sagte sie, „ihr könnt bei uns schlofe, aber ihr hobt wol noch net Kesse?“ Mein sagte ich, und die Tochter flog in die Küche und brachte binnen einigen Minuten ein gutes Abendessen nebst Kaffee, wie es dort Gebrauch ist. Die Tochter, ein wirklich sehr hübsches Mädchen, setzte sich in einen Winkel der Stube während ihre Mutter sich mit mir unterhielt, und ich glaubte, daß sie müde sey, darum sagte ich zu der Frau, daß ihre Tochter vielleicht müde sey, und ja nun in Gottes Namen wieder zu Bette gehen könne. Die Mutter aber versicherte, daß die Müdigkeit nicht die Ursache sey, weshwegen das Mädchen sich in den Winkel setze, denn sie höre gar zu gern die Ge-

sprache fremder Personen. „Nun,“ fragte ich, „was ist denn die Ursache davon?“ Sie ist ein Wenig schamhaft, antwortete die Mutter. Das ist eine gute Tugend junger Mädchen, nahm ich das Wort, aber für mich brauche sie sich ja gar nicht zu schämen. Die Alte sagte nun, daß sich ihre Tochter bestwegen schäme, daß sie schon 20 Jahre alt, und noch nicht verheirathet sey, worauf ich erwiderte, daß dieß ja gar keine Ursache sey, wesswegen sich ihre Tochter zu schämen brauche, und daß bei mir zu Lande selten ein Mädchen unter 20 Jahren heirathe. Sie erzählte nun, daß die älteste ihrer Töchter als ein 16jähriges Mädchen schon, und 2 andere, beide vor ihrem 18ten Jahre, geheirathet hätten. Ich suchte nun beide, Mutter und Tochter, durch mehre Gründe zu überzeugen, daß dadurch ja gar nichts verloren sey, wenn ein Mädchen von 20 Jahren noch nicht geheirathet habe. Sie gaben mir endlich auch beide recht und schienen sich darüber zu beruhigen.

Ich freuete mich herzlich, daß ich hier Unterkommen gefunden hatte, denn während ich meine Abendmahlzeit hielt und mit dieser Frau mich unterhielt, fing es draußen an sehr stark zu regnen. Nach dem Essen räumte ich, der Frau zu Gefallen, obgleich ich sehr müde und müde von der Reise war, noch eine gute Pfeife Taback, während dessen dieselbe mich, als deutsche Amerikanerin, wirklich ganz gut unterhielt. Sie erzählte mir auch, daß

ihr Mann Wilhelm Strunk heiße, und jetzt verreiset sey, daß sie an diesem Orte nicht immer, sondern früher in der Gegend bei Bethlehem und Nazareth gewohnt habe. „Bei Bethlehem und Nazareth?“ fiel ich ihr in die Rede, „da wohnen ja die Herrnhuter; ich bin neugierig, von diesem guten Volke, von dem ich früher viel Gutes gehört habe, auch hier etwas zu hören.“ Allein Frau Strunk wollte diese Leute gar nicht loben, sondern versicherte, daß sie um der Herrnhuter willen dort weggezogen sey. Sie sagte mir unter andern, daß die Herrnhuter, stolz auf ihre Frömmigkeit (denn sie nannten sich die Auserwählten Gottes), andere Leute verachteten, welche nicht zu ihnen gehörten; ihre Gottesfurcht sey aber vielfältig Heuchelei, und hierauf erzählte sie mehrere Beispiele, dieß zu beweisen, die mich wirklich in meinem bisherigen festen Glauben an die Frömmigkeit dieses Volks etwas wankend machten, so, daß ich meinen längst gefaßten Vorsatz, Bethlehem und Nazareth zu sehen, welche Städte von meinem Wohnplatze nicht volle 50 engl. Meilen entfernt waren, änderte. Als ich meine Pfeife Taback geraucht hatte, ging ich zu Bette, wohin mich Frau Strunk mit dem Lichte begleitete und nebst ihrer Tochter mir eine gute Nacht wünschte, was auch ich ihnen erwiderte und in dieser Nacht recht gut schlief.

Als ich am andern Morgen, Sonntags den 7. Mai, aus dem Bette aufstand, regnete es noch sehr

stark. Es erschienen nun, außer der Frau Strunk und ihrer 20jährigen Tochter, noch ihr 22jähriger Sohn nebst ihrer 80jährigen Mutter, welche letztere beiden ich am Abend nicht gesehen hatte. Alle baten mich, bei ihnen zu bleiben, bis es bessere Witterung werden würde. Nun aß ich bei diesen Leuten noch das Frühstück, und als es gegen 9 Uhr aufhellte und die Sonne schien, nahm ich hier Abschied. Für Logis und Herberge verlangten diese Leute nichts.

Nun ging ich die Straße nach Reading zu, welche Stadt ich gegen den Abend erreichte, kehrte dort wieder im Gasthause „zum Präsidenten,“ bei dem im Anfange des 6ten Kapitels genannten Bottmer ein und blieb daselbst über Nacht. Dieß Gasthaus aber wimmelte von Fremden, die dort logirten, unter welchen viele neueingewanderte Schwaben und Würtemberger sich befanden, größtentheils arme Leute, manche in zerlumpten Kleidern und mageren, blassen, fränklichen Gesichtern. Es war mir dieß ein trauriger Anblick, weil der größte Theil von diesen Leuten weder Landgeschäfte noch ein Handwerk verstanden, was doch durchaus nöthig ist, um dort bald Unterkommen und Brodt zu finden. Sie sammeln sich deswegen häufig in diesem Kreise und in dieser Stadt, weil der größte Theil der deutschen Einwohner dieser Gegend Abkömmlinge von Schwaben und Pfälzern und auch viele unter ihnen Eingewanderte aus diesen Ländern sind; diese

Neueingewanderten würden darum auch dort alle um so leichter Aufnahme finden, wenn sie nur alle Handwerker und Bauern wären. Besonders die letztern können dort als Tagelöhner immer bald Unterkommen und Arbeit finden, verdienen auch dort in einem Tage mehr, als hier in ihrem Vaterlande in der ganzen Woche. Aber unter Duzehnen von diesen jungen Einwanderern war auch nicht Einer, der sich dazu schickte, denn mehre von ihnen waren in Deutschland Handlungsdiener gewesen, einige hatten als Schreiber gedient, mehre waren in Comptoiren angestellt gewesen u. s. w. Es gab unter ihnen sehr talentvolle junge Leute, denn mit einigen unterhielt ich mich einige Stunden lang und fand, daß es Schade um sie war, daß ihre Talente und Wissenschaften in Amerika schlummern sollten, und doch konnte es nicht anders kommen, weil dergleichen dort gar keinen Werth haben. Zwei von diesen letztern haben mich nach Fahr und Tagen an meinem Wohnplatze an der Mosillem besucht, sie hatten einen Tornister von grobem Packleinen auf ihrem Rücken und handelten mit allerhand kleinen Waaren, versicherten auch, daß ihnen das bei ihrer Wiege nicht gesungen sey, denn der Eine war der Sohn eines Justiz = Beamten, und der Andere eines Kaufmanns, beide aus dem Württembergischen. Der Erste war ein Katholik und wurde, nach einem Jahre etwa, Schulmeister an der neu erbauten römisch = katholischen Kirche, im Richmond = Kirchspiele eine gute Stunde von meiner

Wohnung entfernt, der Andere aber handelte damals noch, und hausirte im Berk's-Kreise umher.

Bei Bottmer aß ich an diesem Abende in einer Gesellschaft von 56 Personen, von welchen die meisten dort logirten; am andern Morgen aber war die Tisch-Gesellschaft nur 42 stark. Für Abendessen, Logis und Frühstück bezahlte ich hier 40 Cents.

Reading ist eine der größten Landstädte in Pennsylvanien, sehr schön gebauet und hat fast lauter massive Häuser von Backstein. Sie liegt am Fuße eines sehr hohen und rauhen Waldberges, an der Schuilkil, einem mittelmäßigen Flusse, über welchen eine mit einem schönen Dache versehene Brücke, die 2 Wege hat, in die Stadt führt.

Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß hier einst der große Versammlungsplatz war, wo die großen republikanisch-gesinnten Helden unter einer großen Eiche mit ungeheuren Zweigen, den heiligen Eid der unverbrüchlichsten Treue schwuren, einmüthig für die Freiheit zu kämpfen und bis nach erfochtenem Siege einig zu bleiben und fest zusammenzuhalten, wie die Zweige dieses Baumes.

Morgens am 8. Mai nahm ich hier, nachdem ich den Schulmeister Deininger noch einmal besucht

hatte, Abschied. Dießmal nahm ich nicht den geraden Weg nach der Mosillem, sondern einen Seitenweg. Weil ich mit einem Landwirth in dieser Gegend, Namens Daniel Kaufmann, wegen eines Hauses und einiger Acker Land im Handel stand, und mich bei diesem einige Stunden verweilte, auch wegen noch einiger andern Berrichtungen bei andern Bewohnern mich aufhielt, so kam ich Abends um 11 Uhr erst zu Hause. Meine Frau, die bereits zu Bette war, wollte mich nun nicht ins Haus lassen, weil sie nichts weniger glaubte, als daß ich schon wieder da seyn könne, es kostete mir Mühe, sie zu überzeugen, daß ich es wirklich sey, der eingelassen zu werden wünschte. Dort fand ich nun Alles in der Ordnung und so wieder, wie ich es verlassen hatte.

Die ganze Reise von wenigstens 130 englischen Meilen von der Mosillem bis Gettisbury und eben so viel Meilen wieder zurück, hatte mir nicht volle 5 Dollars gekostet; freilich würde sie weit mehr gekostet haben, wenn ich nicht außerordentlich eingeschränkt gelebt und das Geld gespart hätte. Aber ich hätte auch noch viel billiger reisen können, wenn ich die Gastfreiheit der amerikanischen Landwirthe oft in Anspruch genommen hätte, was dort bei allen Reisenden, zu Fuße besonders, eine hergebrachte Sitte ist. Daran aber hinderte mich theils eine angeborne Blödigkeit, theils aber auch, und vor-

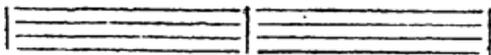
züglich meine Wißbegierde, weil man in einem Gasthause unter mehr Menschen kommt und weit mehr erfahren kann, als in einem Bauerhause. Außer dem in diesem und dem vorhergehenden Kapitel Erzählten, habe ich auf dieser Reise noch Manches erfahren, was in ein anderes Kapitel gehört, wozu ich es aufsparen will.

Achtes Kapitel.

Verrichtungen auf der Schulplantage an der Mosillem, im Sommer 1823. — Kirchliche Vorrichtungen. — Kopulationen. — Taufen. — Leichenbegängnisse. — Konfirmationen. — Sonntäglicher Gottesdienst. — Nachtheilige Wirkungen der Freiheit auf das Kirchen- und Schulwesen, — Versuch, einen kirchlichen Vortrag zu halten. — Religiöse Ansichten der dortigen deutschen Prediger. — Bauart der Kirchen. — Die Kirchhöfe und Versammlungsplätze.

Nachdem ich mich von meiner Reise wieder erholt hatte, setzte ich meine Feld- und Garten-Arbeiten fort; ich pflanzte noch Kartoffeln, bäuete Mais und setzte meinen Garten in den besten Stand; auch besserte ich die Befriedigungen (Fences *) der Felder auf der Plantage, wo es nöthig war, aus, mähetete im Anfange des Monats Juni schon den

*) Fences sind die Einfassungen der Felder; die neueste Art derselben hat folgende Gestalt:



haben 4 bis 5 Fuß Höhe und starke Pfähle und Riegel, so, daß kein Vieh hinüber und durch kann.

größten Theil meiner Wiesen, machte Heu, welches dort, wenn es gutes Heuwetter ist, allemal den zweiten Tag nach dem Mähen trocken genug zum Einfahren ist. Dieses Heu ließ ich aber nicht einfahren, sondern weil die Wiese, wie dort fast überall, ganz nahe bei den Gebäuden der Schule befindlich war, so trugen wir es auf unserm Rücken unter Dach. Als die Heuerndte vorbei war, mähete ich das Wintergetraide, welches wir ebenfalls, sobald es trocken genug war, gleich vom Felde in die Scheure trugen, denn auch das Feld grenzte dicht an die Scheuer. Von 10 Uhr Morgens, bis 3 Uhr Nachmittags aber konnte man, wegen zu starker Hitze, keine Feld- und Gartenarbeit verrichten, und mußte im Hause bleiben; denn die Sonne brennt in diesen Stunden so stark, daß diejenigen, die nicht daran gewöhnt sind, bei starker Bewegung Gefahr laufen zu ersticken. Der Prediger Knoßke, ein geborner Preuße, versicherte mir, daß es auf den westindischen Inseln, wo er eine Zeitlang gewesen war, nicht heißer sey, als es an einem Tage war, da wir beide eine Leiche zu besorgen hatten, und nach Beendigung dieses Geschäfts uns Schweißperlen auf den schwarzen Rücken hingen, als wären wir im Regen gewesen, und die Unterkleider so naß waren, als wären sie durchs Wasser gezogen.

Dieser Knoßke, der in Cootstown, einer kleinen Stadt 2 Stunden von der Mosillem = Kirche ent-

fernt, Prediger war und noch einige Landgemeinen dazu hatte, ein sehr fertiger Kanzel=Redner, und wegen seines Eifers die Pfarre an der Mosillem=Gemeinde, wo ich Schullehrer war, verloren hatte, wurde von einigen Gliedern dieser Gemeinde noch sehr geliebt, und deswegen verlangten auch noch manche Kranke seinen Besuch; auch wurde er bisweilen noch zu Leichen = Predigten berufen. Dieses verdroß nun dem größten Theile der übrigen Gemeinde im hohen Grade, denn er war förmlich unter der Bedingung entlassen worden, nie wieder in dieser Kirche zu predigen, weder auf die eine, noch die andere Art. Einst war ein geringer Arbeitsmann gestorben, der ausdrücklich verlangt hatte, daß Knoßke ihm die Leichenpredigt halten solle, und da jedesmal, wenn Gottesdienst ist, die Kirchenvorsteher den Schlüssel zur Kirche aus dem Schulhause holen und die Kirche aufschließen, nach geendigtem Gottesdienste aber dieselbe wieder verschließen, so hatten sie auch diesmal den Schlüssel geholt, aber denselben ohne die Kirche damit aufzuschließen, in die Tasche gesteckt, wodurch denn Pfarrer Knoßke genöthigt war, seine Leichenpredigt auf dem Kirchhofe zu halten.

Diesesmal aber hatte man den Kirchenschlüssel an seinem Plaze hängen lassen, und als die Leiche zur Erde bestattet war und ich sah, daß die Kirchenthüren noch verschlossen waren, holte ich die Schlüssel und öffnete dieselben, weil auch nicht ein

Glied des Kirchenraths dießmal zugegen war. Nun ging alles in die Kirche und der Gottesdienst wurde ungestört gehalten. Weil der Verstorbene ein ansehnlicher Plantagen-Besitzer gewesen war, so schien man absichtlich dießmal eine Ausnahme zu machen, und hatte deshalb den Pfarrer Knoßke die Thür nicht verschlossen. Einige Tage nachher kam aber ein Glied des Kirchenraths zu mir, und fragte, wer mir die Erlaubniß gegeben habe, die Kirche aufzuschließen? Ich konnte mich des Lachens nicht verwehren, und fragte den Vorsteher, ob es denn zum Aufschließen der Kirche kurz vor dem Gottesdienste noch einer besondern Erlaubniß bedürfe? Worauf er antwortete, daß es ein für allemal beschlossen sey, Knoßke solle darin nicht wieder predigen, sie hätten ihn abgesetzt und ihm befohlen, nie wieder ihre Kanzel zu besteigen. Um ihn los zu werden, entschuldigte ich mich damit, daß ich von der ganzen Geschichte nichts gewußt hätte.

Einige Wochen darauf aber ließ dieser Mann seine Frau beerdigen, und fand dabei Gelegenheit sich an mir zu rächen. Er strafte mich nämlich für das Aufschließen der Kirche damit, daß er einen fremden Schulmeister bestellte, der das Singen und Orgelspiel bei dem Leichenbegängnisse an meiner Stelle verrichten mußte, wodurch mir das Accidenz von einem Dollar entzogen wurde. Der Bauer hat das Recht, bei Leichenbegängnissen einen fremden Prediger sowohl, als auch einen andern

Schulmeister kommen zu lassen. Weil der Prediger dieser Gemeinde volle 14 englische Meilen von da entfernt wohnte, so trat der Fall sehr oft ein, daß fremde Prediger zu Leichenpredigten bestellt wurden, doch ich wurde nur dieses einzige Mal zurückgesetzt. Keine Leiche wird ohne Leichenpredigt begraben, wären es auch die ärmsten Leute oder kleine Kinder; Leichenbegängnisse fallen also dort sehr oft vor, wodurch aber der sonntägliche Gottesdienst, welcher nur alle 4 Wochen auf dem Lande einmal gehalten wird, niemals unterbrochen werden darf. Die Todten läßt man nicht, wie bei uns, einige Tage über der Erde stehen, sondern schon am nächstfolgenden Tage nach dem Tode wird die Leiche des Verstorbenen gewöhnlich begraben.

Bei einem Leichenbegängnisse kommen die Folger nicht nur aus der nahen Umgegend, sondern wohl aus einem 6 englische Meilen weiten Umkreise zusammen. Wie man einen Todesfall in so weiter Ferne in so kurzer Zeit erfahren kann, war mir anfangs unbegreiflich, bis ich dann erfuhr, daß die Landleute den Nachbarn diese Nachricht in der größten Geschwindigkeit zutragen oder zuschicken. Alle sind zu der bestimmten Zeit an Ort und Stelle, nämlich in und um dem Leichenhause versammelt, und fast alle gehen daselbst erst zu Tische; weil sie aber, wegen Mangel an Raum nicht alle auf einmal essen können, so währt der Schmaus oft anderthalb Stunden; wer gegessen hat, steht vom Ti-

sche auf und dann nimmt ein Anderer seinen Platz ein. Hat aber der Prediger, der gewöhnlich einer der Letzten ist, gegessen, so geht er in das Leichenzimmer, wo die Leiche im offenen Sarge liegt, und hält eine rührende Trostrede an die im Kreise herumstehenden Verwandten des Verstorbenen. Nach Endigung dieses Geschäfts wird der Sarg auf eine vor der Thür unter freiem Himmel stehende Bahre gesetzt, der Deckel wird wieder abgenommen und der Prediger sagt dem Schulmeister einige Gesangsverse von Strophe zu Strophe vor, die der letzte singen muß. Da nun aber selten Jemand von den Umstehenden ein Gesangbuch hat, so muß in den meisten Fällen dieser allein singen. Nach dem Gesange hält der Prediger eine ziemlich lange Rede, worauf wieder, wie vorher, gesungen wird. Dann wird der Sarg von dem Tischler zugeschoben, auf den Wagen gesetzt und nach dem Kirchhose gefahren; ist dieser nicht fern, so wird die Leiche auch wohl auf der Bahre hingetragen. Vor dem Thore des Kirchhofes wird der Sarg wieder auf eine Bahre gesetzt, geöffnet und von den anwesenden Verwandten des Verstorbenen umringt, worauf der Prediger wieder eine kurze Rede hält, nach deren Beendigung der Schulmeister einen Gesangsvers singt, der Sarg zugedeckt und die Leiche während des Singens zu Grabe getragen wird, wo dieselbe dann endlich zum letzten Male niedergesetzt, der Sarg abermals geöffnet und nach einer kurzen Rede des Predigers zugeschoben und ins Grab gesenkt

wird. Während der Bedeckung der Leiche mit Erde singt der Schulmeister den Gesang: „Nun laßt uns den Leib begraben“ u. s. w. Nach Endigung desselben spricht der Prediger ein kurzes Gebet und sagt, daß die Versammlung sich in die Kirche verfügen möge. Da wird dann erst mittelst der Orgel eine Trauermusik gemacht; nach derselben besteigt der Prediger die Kanzel und kündigt an, welcher Gesang gesungen werden soll, dessen Melodie dann, so wie bei uns, erst vorgespielt und hierauf von Strophe zu Strophe von dem Prediger vorgesagt wird. Nach dem Gesange folgt die Predigt, und nach der Predigt und dem Segenswunsche nennt der Prediger wieder den Vers, der zum Schlusse des Gottesdienstes gesungen werden soll. Während des ganzen Gottesdienstes in der Kirche, sowohl während des Gesanges als auch während der Leichenpredigt, behalten alle männlichen Verwandten des Verstorbenen ihre Hüte auf den Köpfen. Am Schlusse der Predigt bittet der Prediger die Verwandten des Verstorbenen, daß sie nach dem Gottesdienste noch einmal auf eine Abendmahlzeit bei dem Gastmahlgeber eintreten möchten.

Manche große Bauern haben ihre eigenen Begräbnißplätze auf ihren Plantagen, besonders wenn sie sehr entfernt von ihrer Kirche wohnen. Vielfältiger noch habe ich dieß unter den Engländern gefunden.

Für ein Leichenbegängniß bekommt der Prediger 4 bis 20 Dollars, nach unserm Gelde 5 bis 30 Thaler; ja ich weiß ein Beispiel, daß dem Pfarrer Miller einmal für ein solches 25 Dollars ausgezahlt wurden. Der Schullehrer aber bekommt 1 Dollar, und bisweilen von großen Bauern wohl etwas mehr.

Accidenzien hatte ich, außer denen für die Leichenbegängnisse, nicht; denn bei den Kopulationen und Kindtaufen hat der Schulmeister dort keine Geschäfte und bekommt auch kein Accidenz.

Proklamationen oder Aufgebote und hochzeitliche Gastmähler sind dort nicht gebräuchlich, auch wird dort niemals ein verlobtes Paar in der Kirche, sondern fast immer in der Wohnung des Pfarrers, wohin sich beide, Braut und Bräutigam, gewöhnlich zu Pferde, des Abends spät oder früh Morgens im Dunkeln verfügen, ohne Zeugen kopulirt. Meistens geschieht dieß auch ohne Vorwissen der beiderseitigen Eltern und Verwandten, die dieß oft Monate lang nachher erst erfahren. Denn wenn der Sohn 21 und die Tochter 18 Jahr alt sind, so haben ihnen, nach den Gesetzen, die Eltern nichts mehr zu befehlen, weil sie dann majoren oder volljährig geworden sind. Die Trauung darf auch der Friedensrichter verrichten, welches auch bisweilen von solchen geschieht. Nach Aussage des Pfarrers Miller, wird für solche mindestens 4 Dollars, oder nach unserm Gelde 5 Thaler bezahlt.

Die Kindtaufen werden größtentheils bei Gelegenheit verrichtet; wohl selten wird ein Kind getauft, dessen Alter noch unter einem Jahre ist. Leute, welche entfernt von der Kirche wohnten, zeugten öfters 3 oder 4 Kinder, ehe sie eins davon taufen ließen. Bei Gelegenheit, wenn etwa der Prediger eine Berrichtung in ihrer Wohnung hat, lassen sie dann die vorhandenen Kinder zugleich und auf einmal taufen, wovon ich oft Augenzeuge war. Einst kam ich mit dem Pfarrer Hermann in ein Haus, in Geschäften eines Leichenbegängnisses, und der Hauswirth redete den letzten an: „Parrer, ich hob to trei Pub, tie könnt ihr mir erst taufe.“ Diese 3 Buben (so nennt man die Knaben dort) wurden nun an den Tisch gestellt und getauft, von welchen der älteste vielleicht 8 Jahre alt war.

Manche Eltern verschieben die Taufe ihrer Kinder bis zu der Konfirmation derselben, etwa wenn diese 20 Jahre, oder noch älter sind; viele erwachsene Jünglinge und Jungfrauen habe ich dort gekannt, die noch nicht getauft und nicht konfirmirt waren. Unter den Konfirmanden fanden sich gewöhnlich auch Männer und Frauen, die seit mehreren Jahren verheirathet waren, und auch bereits mehre Kinder gezeugt hatten, auch solche, die bis dahin nie in der Schule unterrichtet waren. An dem Tage der Konfirmation treten die Ungetauften kurz vorher aus, und lassen sich erst taufen.

In diesem Sommer 1823 ließ sich im Richmond-Kirchspiel ohnweit des Städtchens Cortown ein Mann von 63 Jahren noch taufen, Konfirmiren und genoß darauf das heilige Abendmahl; ähnliche Fälle treten dort oft ein und sind etwas Gewöhnliches.

Alle 2 Jahre einmal hält dort der Prediger Konfirmation in jeder seiner Gemeinden, zu welcher er die Konfirmanden 6 Wochen lang vorbereitet. Diese Vorbereitung ist sehr dürftig, denn die Hälfte der Konfirmanden kann kaum ein Wenig lesen und die übrigen gar nicht. Was sollen die Prediger mit solchen Menschen anders anfangen, als daß sie ihnen die 5 Hauptstücke Luthers durch Vorfagen so ziemlich beibringen und sie darüber fragen. Auch lehren sie sie mehre Sprüche aus dem dortigen Katechismo und erklären ihnen solche. Mehre Male hatte ich Gelegenheit, dem Pfarrer Miller bei diesem Geschäfte zuzuhören. Für den Konfirmanden = Unterricht nimmt der Prediger dort eine artige Summe ein, denn fast jedes Kind zahlt ihm dafür 3 Dollars oder 4 Thaler.

Wollte etwa der Prediger einen Konfirmanden abweisen, weil er unfähig ist, so würde er dadurch die ganze Gemeinde gegen sich aufbringen und vielleicht sein Amt verlieren. Ein anderer Prediger würde aber auch den Zurückgewiesenen gern zur Konfirmation annehmen. Auch Pfarrer Miller

führte, wenn ich mit ihm über kirchliche Angelegenheiten sprach, das Wort im Munde: „Freund! man muß sich hier heutiges Tages in die Leute schicken!“ Er tadelte auch das Unwesen der Schulen nicht, sondern lobte oft die Glieder seiner Gemeinde und schilderte sie als recht brave gute Leute.

Außer den Leichenbegängnissen hatte ich im Sommer keine Amtsgeschäfte, als das Orgelspielen und Vorsingen beim Gottesdienste, alle 4 Wochen einmal, und allemal am ersten Festtage und zur Predigt am Erndte=Dankfeste, welches allemal in der Woche gefeiert wurde.

Die Gottesdienste der Lutheraner und Reformirten (um die übrigen habe ich mich wenig bekümmert) sind sehr einfach. Weil die Prediger doch wenigstens jeden Sonntag in zweien ihrer Gemeinden predigen müssen, und die Kirchen derselben oft sehr weit von einander entfernt sind, so müssen sie eilen, daß sie mit diesen Geschäften fertig werden, denn nach denselben haben sie oft noch einen langen Weg bis zu ihrer Heimath. Der Gottesdienst nahm deshalb gleich seinen Anfang mit dem Hauptliede, was nur höchstens aus 5 Versen bestand, welche, wie schon erinnert worden, allemal stropheweise von dem Prediger vorgesagt wurden, weil die Leute keine Gesangbücher mit zur Kirche brachten, Viele von ihnen auch nicht lesen, noch

viel weniger singen können. Zwar erinnerte Pfarrer Miller die Leute verschiedene Male daran und bat herzlich und dringend, daß doch die liebe Gemeinde Gesangbücher mit zur Kirche bringen möge, aber es hatte dieß keinen weitem Erfolg. Man kann es sich leicht denken, daß auch der größte Theil derjenigen, welche die Kirche besuchten, fast ohne alle Andacht da saßen. Oben auf den Priecken befanden sich größtentheils junge unverheirathete Mannsleute, diese schnitten während der Predigt Holz in lauter kleine Späne, um sich die Zeit zu vertreiben. Die jungen Lady's unten in der Kirche gafften während der Predigt und des Gesangs umher, und erzählten sich etwas von ihrem Kleiderstaat, denn sonst wissen sie eben nicht viel zu sagen. Öfters ging auch ein ganzer Trupp von ihnen zur Kirche hinaus und kam dann nach einer Weile erst wieder herein; manche Weiber hatten ihre Säuglinge auf dem Schooße, ließen solche, wenn sie wimmerten, auch wohl ein Weilchen auf der Hand tanzen, entblößten dann auch die Brust und säugten sie. Wenn das Geschrei der Kleinen gar zu arg wurde, dann bat Pfarrer Miller wohl, daß doch die Mütter mit ihren Kleinen sich ein Wenig entfernen mögten, was sie dann thaten und nach einigen Minuten ihren Platz wieder einnahmen. Pfarrer Miller war der einzige von den mir bekannten Predigern, der bisweilen gewisse Laster, die dort im Schwange gingen, ernstlich rügte. Das nannten die Bauern Zanken! Sie pflegten

dann nachher zu sagen: „ter Miller hot schon wieder Fzänkt, er wird verflucht treischt! er ischt tschunscht ä schmärt Prettiger, aber tos Zanke muß er sich noch abkewöhne.“ So wie hier unter uns manche Landleute das ein Schelten nennen, wenn der Prediger aus Pflichteifer manche Laster und Unordnungen öffentlich rügt, so nennt der Amerikaner dieß ein Zanken.

Abendmahl wird alle Jahr einmal gehalten, wozu die Gemeinde die Oblaten und den Wein besorgt. Nach dem Gottesdienste trinkt der Prediger, die Kirchenvorsteher und der Schulmeister den übriggebliebenen Wein in der Kirche aus.

Das Kirchen- und Schulwesen hat sich besonders seit der Zeit, daß die Freistaaten existiren, sehr verschlechtert. Zu jener Zeit, als England dort noch herrschte, stand es damit viel besser. Jede große Gemeinde hatte ihren eigenen Prediger, welcher auch die Aufsicht über die Schulen führte und solche zu Zeiten besuchte. Wenn es auch damals eben so wie noch jetzt, an gelehrten Predigern und geschickten Schullehrern fehlte, so herrschte doch Ordnung, denn aus dem Munde alter Personen habe ich allenthalben, wo ich danach fragte, gehört, daß damals in den bevölkerten Gegenden fast jeden Sonntag in jeder Kirche zweimal Gottesdienst gehalten wurde; der Prediger des Morgens predigte und des Nachmittags Kinderlehre hielt, auch die Eltern

wurden durch zweckmäßige Mittel dazu angehalten, ihre Kinder sowohl zur Schule als zur Kinderlehre zu schicken, wenn sie es etwa nicht von selbst thaten. Die Kinder wurden doch damals in den allernöthigsten Dingen unterrichtet und lernten lesen und den Katechismus, der ihnen in den Schulen und Kirchen, wenn auch nur dürftig, erklärt wurde. Seit den Zeiten der zügellosen Freiheit aber herrscht Ausgelassenheit und Rohheit der Sitten in den vereinigten Staaten von Nordamerika, und davon ist nur der Mangel an zweckmäßigem Religions-Unterrichte in Kirchen und Schulen die Hauptursache. Kein Deutscher von einiger Bildung, der dorthin auswandert, kann sich unter jenem Volke glücklich fühlen, am wenigsten aber bejahrte Leute. Die Jugend gewöhnt sich eher daran, zumal wenn sie zu denen gehört, die auch hier eine schlechte Erziehung und Bildung genossen haben. Gebildete und an gute Sitten und Lebensart gewöhnte Menschen müssen sich dort eine geraume Zeit unglücklich fühlen, wären sie auch übrigens noch so glücklich. In der Folge mehr davon.

Die gewöhnlichen Gottesdienste sind von den unsrigen auch dadurch unterschieden, daß die Prediger keine Episteln und Evangelien verlesen, keine Antiphonien und Kollekten, auch nicht beim Abendmahl singen, nie über Episteln und Evangelien, sondern immer über freigewählte Texte predigen.

Ehe ich nach Amerika ging, ward ich aufgemuntert, dort Prediger zu werden, wozu ich aber keine sonderliche Neigung fühlte, weil ich bereits gehört hatte, daß dort die Prediger von den Gemeinden abhängig sind, und meine Lieblingsidee war, den Ackerbau dort zu betreiben. Dieser Plan aber wurde, wie ich früher erwähnt habe, schon bei meinem Abschiede aus dem Vaterlande beinahe und bald nachher ganz vereitelt, und es gereuete mich nun auf der Reise zu Wasser, daß ich meine Empfehlungsschreiben nicht hatte zum Predigerfache einrichten lassen, was mir mehre Male angeboten war; denn ein Mitpassagier, Namens Ruge, gebürtig aus dem Mecklenburgischen, der mehre Jahre in Amerika gelebt, dort eine junge Französin geheirathet, mit welcher er, nebst einem kleinen Sohne, 1 Jahr alt, seine Eltern im Mecklenburgischen besucht hatte, und jetzt wieder nach Amerika reisete, schilderte mir den dortigen Predigerstand weit besser, als er mir sonst wohl geschildert worden war, und meinte, daß es für mich gerathener sey, dieß Fach zu wählen, und daß ich mit Leichtigkeit in dasselbe komme könne; auch Kapitän Fokkes war derselben Meinung. Hierauf begann ich das Geschäft, mehre Predigten und andere kirchliche Vorträge zu verfertigen, welches zwar im Anfange ein weit schwereres Geschäft für mich war, als ich vorher gedacht hatte; doch weil diese Arbeit nach meiner eigenen Meinung im Anfange ziemlich wohlgerathen war, so setzte ich sie eine Zeitlang fort, und

so ward sie mir mit der Zeit leichter. — Ob mir nun gleich während meines Aufenthalts in Amerika die Lust zum Predigerfache schon wieder vergangen war, theils weil es für meine Person ein sehr beschwerliches und mühsames Geschäft gewesen seyn würde, hauptsächlich aber deswegen, weil ich nicht im Stande war, den dortigen Kirchenglauben aus reinem Herzen zu predigen, und ein Heuchler nicht werden wollte, der wider seine eigene Überzeugung spricht, so wandelte mir doch immer wieder die Lust an, einmal vor einer amerikanischen Versammlung einen kirchlichen Vortrag zu halten. Ich sprach deshalb mit einigen Gemeindegliedern, welche meinten, daß wohl Niemand etwas dagegen einzuwenden haben würde. Dann sprach ich darüber auch mit dem Pfarrer Miller, welcher auch nichts dagegen einwandte, und mir nur den Rath gab, die sämtlichen Glieder des Kirchenraths deshalb noch einmal besonders um Erlaubniß zu ersuchen, diese hatten mir aber schon versprochen, den sämtlichen Gemeindegliedern bekannt zu machen, daß ich am nächsten Sonntage predigen würde. Nun lernte ich einen von den auf dem Schiffe verfertigten und niedergeschriebenen Vorträgen auswendig, und als ich eines Abends damit fertig war, ging ich bei hellem Mondschein in die Kirche, bestieg die Kanzel, hielt meinen Vortrag den leeren Stühlen, und freuete mich, als mir dieß so fertig abging, nicht wenig auf den nächsten Sonntag, an welchem ich eine große Anzahl Zuhörer erwartete. Zu meiner

höchsten Befremdung kam aber 2 Tage vorher der älteste von den Kirchenvorstehern und zeigte mir an, daß ich nicht predigen solle. Nun fragte ich, was ist denn für ein Grund da, daß ihr auf einmal wieder anderes Sinnes geworden seyd? Er antwortete: „Mir habe ketenkt, es mache unserer Kirch' Uehr.“ Und ich denke, ihr seyd die einfältigsten Menschen, die ich bisher kennen gelernt habe, war meine Antwort. Er ließ, nach amerikanischer Sitte den Kopf hängen und schwieg. Einige Zeit nachher wurde mir erzählt, daß einige Prediger im dortigen Kreise mein Vornehmen dadurch vereitelt hätten, daß sie der Gemeinde den Rath gaben, mein Vorhaben nicht zu dulden, weil ich durch dasselbe Viele in ihrem frommen Glauben irre machen würde! Dieß war mir sehr wahrscheinlich, denn ich war oft in Prediger-Gesellschaften gewesen, wo das Gespräch recht absichtlich auf religiöse Gegenstände und Meinungen gelenkt wurde, um zu erfahren, welches Geistes Kind ich sey. Oft stritten sie mit mir über Meinungen, die sie behaupten wollten, die ich ihnen aber sehr leicht widerlegen konnte, und zwar mit der Bibel selbst, und wenn sie dann gleich ihre Meinung nicht mehr vertheidigen konnten, so schüttelten sie doch die Köpfe und wollten mir nur nicht geradezu Recht geben. Die größte Orthodorie fand ich dort unter den Predigern vorherrschend; mit Fleiß erhielten sie die Leute in der Unwissenheit und Irrthum und Statt den verderblichen Aberglauben, die Pest der Menschen,

zu zerstören, wurden die Menschen durch manchen Prediger darin bestärkt. Der Eine jagte seine Magd aus dem Dienste, weil sie eine Hexe sey, denn er fand seine Scheere behert, die ihm seine Papiere entzwei schnitt, ohne daß sie von einer Menschenhand berührt wurde; der Andere sah seine gläsernen Geräthe in der Stube unter den Balken hüpfen und tanzen, und jagte die Magd fort, die dieß durch Hererei bewirkt haben sollte u. s. f. Auch der Gespenster = Aberglaube trieb sein Unwesen noch sehr häufig unter den dortigen Geistlichen.

Entschieden gewiß war es, sie fürchteten, daß ich Gelegenheit suche, ins Predigeramt zu kommen, und ihnen zum Nachtheil als Reformator auftreten würde; denn bald nachher habe ich mich völlig davon überzeugt. Die Bauern erzählten mir nämlich, daß zwei Prediger es sich recht ernstlich hätten angelegen seyn lassen, die Gemeinde, und namentlich den dortigen Kirchenrath umzustimmen und dahin zu vermögen, mich nicht predigen zu lassen. Pfarrer Miller, dem ich bald nachher diesen Vorfall erzählte, sagte mir nun auch, daß ihm der ganze Vorfall schon bekannt sey, und es so wie ich erwähnt habe, seine völlige Richtigkeit habe. Er erzählte mir ferner, daß diese beiden Prediger Stümper wären und schon länger gefürchtet hätten, daß ich mich aufs Predigen legen und sie dann durch mich eine oder die andere ihrer Gemeinden verlieren würden. Er stellte mir vor, daß ich einmal

für ihn in einer andern seiner Gemeinden einen Vortrag halten könne; doch ich fürchtete, daß auch dort mir wieder etwas von diesen Beiden in den Weg gelegt werden mögte und gab meinen Vorsatz auf.

Die deutschen lutherischen und reformirten Kirchen sind fast alle sehr schön gebauet und übertreffen bei weitem die in Deutschland. Wenn man bei uns auch neue Kirchen bauet, so giebt man ihnen doch ziemlichermassen die Form der alten wieder, so, daß die Fenster sowohl dem untern Raume, als auch den Priecken Licht geben müssen, wo dann oben oft das Licht fehlt. Die Mauern der dortigen, sowohl Stadt- als Landkirchen, sind alle wenigstens doppelt so hoch, als die der unsrigen gewöhnlich sind, haben recht große Fenster, welche den Priecken, und unten eben so große, welche dem untern Raume Licht geben, alle von dem schönsten weißen Spiegelglase mit recht großen Scheiben. In einigen Kirchenmauern zählte ich 36, in einigen 40 bis 48 große Fenster. Fensterblei ist dort überall außer Gebrauch; die Scheiben sind alle mit Holz eingefast. Alle Fenster haben 4 große Flügel, damit sie im Sommer geöffnet werden können. Alle Kirchen fand ich oben recht schön und oft sehr künstlich gewölbt; Altäre und Kanzeln aber waren einfach und ohne Bekleidung. In der Mitte der Kirchen steht ein großer eiserner Ofen, und in größeren Kirchen zwei, jeder

mit einer Trommel oben auf. Diese werden zur Winterzeit, kurz vor dem Gottesdienste jedesmal glühend heiß gemacht, so daß es in der ganzen Kirche so warm ist, wie in einer wohlgeheizten Stube. Über den Öfen sind dicke eiserne Röhren angebracht, welche in den Schornstein führen, der oben über dem Gewölbe angebracht ist. Obgleich es so warm in der Kirche war, so war doch der Öfen beständig mit Menschen umringt, größtentheils mit Frauen und Mädchen, denn wenn ein Trupp ihn verließ und in die Stühle ging, so verließ ein anderer wieder die Stühle und trippelte zum Öfen, zogen sich auch wohl die Schuhe aus und wärmten sich die Füße. Am Schlusse der Predigt zeigt der Prediger jedesmal den Tag und die Stunde an, wann der nächste Gottesdienst seinen Anfang wieder nehmen soll. Ist der Gottesdienst zu Ende, dann drängt Jeder, und fast Jede, sich zum Öfen, die Cigarre anzuzünden.

Thürme und Glocken haben die dortigen Kirchen auf dem Lande, oder wie man dort sagt, im Busche, nicht, weil die Leute zu zerstreut wohnen, als daß ihnen die Glocken nützen könnten. Mit dem östlichen Siebel gränzen die Kirchen an den Begräbnißplatz, der gewöhnlich mit einer schönen Mauer eingeschlossen ist. Die meisten Gräber sind mit schönen aufrecht stehenden Marmorsteinen geziert, an welchen die Namen, das Alter und der Geburtsort der Verstorbenen zu lesen ist.

Herzlich freuete ich mich oft, wenn ich fand, daß manche eingewanderte Deutsche in Richmond ein Alter von 80 bis 85 Jahren erreicht hatten. Die meisten Alten, deren Grabschrift ich las, waren aus der Pfalz gebürtig. Außer den Steinen waren die Gräber noch mit schönen Rosensträuchern bepflanzt und dieß gab dem Kirchhofe an der Mosfillem in Richmond ein besonders schönes Ansehen. Auch grüntten die Gräber außerdem noch von Thymian, Salvei und andern wohlriechenden Kräutern.

Außer dem Begräbnißplatze sind die Kirchen dort auf dem Lande alle mit einem großen Versammlungsplatze umgeben, auf welchem viele Obstbäume wachsen. Unter diesen Bäumen nehmen während des Gottesdienstes die Pferde, Wagen und Schlitten Platz, auf welchen die Kirchengänger bis dahin gekommen sind; denn wer der Kirche dort nicht ganz nahe ist, reitet oder fährt dahin, sowohl Manns- als Frauenspersonen; die Frauenspersonen reiten und fahren dort eben so geschickt, als die Mannspersonen, die ersten nicht selten besser als die letzten. Diese Versammlungsplätze sind mit einer Planke oder einer andern Befriedigung umgeben, damit, wenn sich etwa einmal ein Pferd losreißt, dasselbe doch nicht von dem Platze entkommen kann.

Neuntes Kapitel.

Fortsetzung über die kirchlichen Angelegenheiten der Deutschen in Amerika. — Beschwerlichkeiten des Predigeramts. — Gehalte der Prediger. — Bildung derselben. — Mangel an Bildungsanstalten für Prediger und Schullehrer. — Von der Leichtigkeit ins Predigtamt zu kommen. — Prediger und Schullehrer werden nicht förmlich introducirt. — Prediger = Synoden. — Diese werden von den Gemeinden untert. — Die Deutschen in Städten zeigen jetzt noch mehr Religionseifer, als die auf dem Lande.

Das Predigeramt ist ohnstreitig eins der beschwerlichsten in den vereinigten Staaten von Nordamerika, besonders deswegen, weil die Prediger ihre Gemeinden und Kirchen, an welchen sie angestellt sind, äußerst selten oder niemals im Kreise:beieinander haben, sondern fast immer sehr weite Reisen von einer Gemeinde zur andern machen müssen, und deswegen genöthigt sind, die besten und theuersten Reitpferde zu halten, welche sie selten länger, als 2 Jahre brauchen können, denn da sie oft von einer Kirche zur andern einen langen Weg machen und öfters in der Woche mehre Leichenpredigten in

den verschiedenen Gemeinden halten müssen, weil jede Leiche öffentlich beerdigt wird, so sind sie oft die ganze Woche nicht zu Hause, und die Pferde laufen sich bald steif. Dieß war bei meinem dortigen Prediger, dem Pfarrer Miller, öfters der Fall, der 6 Gemeinden hatte, von welchen die kleinste 64 Familien stark war. Man denke sich die Strapazen dieses Mannes und seines Pferdes. Auch bei der schlechtesten Witterung müssen die Prediger solche Reisen machen, und es gilt keine Entschuldigung, als die einzige, wenn die Wege so zugeschnieet sind, daß durchaus kein Pferd durchkommen kann; das aber müssen sie nachher mit einem schriftlichen Zeugnisse von einem glaubwürdigen Manne beweisen. Die meisten von den dortigen Predigern sterben in ihren besten Jahren, diejenigen aber von ihnen, welche erst 50 Jahre erreicht haben und ordentlich abgehärtet sind, pflegen auch sehr alt zu werden.

Einige von den Predigern bedingen sich außer den vorfallenden Accidenzien einen jährlichen Gehalt; die meisten aber thun dieß nicht, sondern sind zufrieden mit dem was jährlich in jeder ihrer Gemeinden für sie zusammengebracht wird, wozu jeder nach Belieben seinen Beitrag giebt. Einer aus dem Kirchenrathe hat alljährlich einmal das Geschäft, den Gehalt des Predigers in der Gemeinde zu sammeln, und denselben nebst einem schriftlichen Verzeichnisse, was jeder beigetragen hat, an den Prediger auszu-

zahlen. In dem letzten Falle sollen sie sich nach Aussage der beiden Pfarrer, Konrad und Jakob Miller, besser stehen. Ein Prediger, wie Konrad Miller, der 6. wohlhabende Gemeinden hat, steht sich oft sehr gut, denn dieser hatte jährlich an 1000 Dollars Einkünfte. Die meisten Landprediger haben jährlich 5 bis 800, junge Anfänger aber, die nur eine oder zwei Gemeinden haben, stehen sich gemeiniglich mehrere Jahre schlecht und manche von ihnen haben wohl kaum 200 Dollars. Solche helfen dann ihren Kollegen, welche oft überhäufte Geschäfte haben; einige von ihnen halten auch Schule.

Die Predigten werden alle aus dem Stegereiß gehalten, und kein Prediger darf sich das Geringste seines Vortrages schriftlich bemerken und während der Predigt ein geschriebenes Blatt etwa sehen lassen, wenn er nicht das Vertrauen seiner Zuhörer verlieren will. Der Eingang und Schluß der Predigten besteht gewöhnlich aus sehr langen Gebeten, welche aus den Davidischen Psalmen genommen, oder denselben doch ähnlich sind.

Man findet unter den Predigern hie und da einzelne gebildete Männer, besonders unter den aus Deutschland dort Eingewanderten, die sich aber alle bequemen, den dort gewohnten und herrschenden Kirchenglauben zu predigen, und keiner wagt es, im geringsten als Reformator aufzutreten und gleich

Bahrdt ein besseres Licht leuchten zu lassen; sondern alle meinen, sie müssen sich um des Brodts willen in die Leute schicken; darum herrscht auch allenthalben die größte Orthodoxie, und damit wird es dort eher schlimmer, als besser.

Oft hörte ich von eingewanderten gebildeten Deutschen die Worte: „Es wäre zu wünschen, daß der Mangel an guten Predigern und Schullehrern durch die Ankunft geborner Deutschen ersetzt würde.“ Aber dadurch würde nur sehr wenig oder gar nichts gebessert werden; ohnehin sind ja die dortigen Prediger größtentheils schon Deutsche von Geburt, denn unter hundert deutschen Predigern sind dort wohl kaum drei geborne Amerikaner.

Unter den vielen deutschen Schullehrern, die ich dort kennen gelernt habe, und so weit ich gekommen bin, habe ich nur einen einzigen gebornen Amerikaner kennen gelernt, und dieser war nur in einer Winkel- oder Nebenschule angestellt, weil er weder singen noch spielen konnte. Er konnte nur ein Wenig lesen und schreiben, ohngefähr so, als der im 5ten Kapitel (Seite 99) dieser Schrift angeführte Müller Pöschner; dazu war er ein arger Trunkenbold.

So lange dort kein Gesetz existirt, nach welchen hinlänglich gebildete Prediger und Schullehrer angestellt werden müssen, und so lange die Prediger

und Schullehrer dort von der Willkühr der Bauern abhängig sind, würde es nach meinem Ermessen nichts nützen, wenn auch alljährlich mehre der gelehrtesten Prediger und die geschicktesten Schullehrer aus Deutschland dort hingeschickt würden. Gerade solchen ist der Amerikaner am meisten abhold, und wollten sie dort Brodt finden, so müßten sie es so machen, wie die dort bereits angestellten, und sich in die Leute schicken.

Ein solches Gesetz aber wird, so lange die vereinigten Staaten von Nordamerika bestehen, dort nie gegeben werden, weil alle Kirchen und alle Schulen dort Eigenthum der Gemeinden sind; die Ländereien und übrigen Grundstücke sind alle von den Gemeinden gekauft, und die Gebäude, sowohl Kirchen, als Schulen, haben solche für ihr eigenes Geld bauen lassen. Und eben darum würde auch die Errichtung theologischer Fakultäten und Schullehrer-Seminarien von wenig Nutzen seyn, welchen Plan einige Verfechter der deutschen Sprache dort äußern, der aber auch sehr schwer auszuführen seyn möchte.

Bildungs-Anstalten für junge deutsche Prediger und Schullehrer giebt es dort nicht, auch nicht für die englischen. Es giebt dort weder theologische noch juristische Fakultäten nach deutschem Sinne. Junge Leute, welche Prediger werden wollen, er-

halten ihre Bildung und den Unterricht in den Wissenschaften dieses Lehramts bei einzelnen Predigern in Städten und auf dem Lande. Einige haben sich die dazu nöthigen Vorkenntnisse in Sprachen auf dortigen Schulen erworben, die meisten aber nicht. Sie studiren oft nur 3 Monate lang, besonders wenn sie eine gute Rednergabe haben, etwa 3 Viertelstunden lang mit Fertigkeit und Geläufigkeit aus dem Stegereif vor einer versammelten Gemeinde zu reden. Die meisten von ihnen lernen gleich im Anfange ihres Studiums die von ihren Lehrern verfertigten Predigten recht fertig, und sagen sie dann in der Kirche her. Auf solche Weise können sie, wenn sie 4 Wochen studirt haben, ihren Lehrern und andern Predigern, welche viele Geschäfte haben, schon behülflich seyn, und für sie predigen. Studiren sie bei einem Manne, der den Ruf hat, daß er ein guter Prediger ist, und sie wissen sich dann bei den Bauern beliebt zu machen, so bekommen sie auch bald eine Pfarre. Machen sie es dann so, wie die meisten Prediger und heirathen eine reiche Bauerstöchter, dann sind sie schon sicher, daß die Bauern von der Freiheit nie Gebrauch machen, sie zu entlassen; vielmehr geht es nun viel leichter, bald noch eine, und mit der Zeit mehre Gemeinden zu bekommen, wofür dann der Herr Schwiegervater und die ganze Verwandtschaft Sorge tragen, Für den Unterricht müssen die dortigen Studenten ihren Lehrern gewöhnlich 40 bis 60 Dollars bezahlen.

Von der Leichtigkeit dort ins Predigtamt zu kommen, habe ich viele Beispiele gesehen, von welchen ich nur Folgendes hier wörtlich mittheilen will:

Ein junger Auswanderer, mit Namen Bindemann, gebürtig aus Berlin, wo er als Unteroffizier gedient hatte, und mit einem jungen 16jährigen Mädchen verheirathet gewesen war, von der er sich aber, weil er mit ihr in einer sehr unglücklichen Ehe gelebt, hatte scheiden lassen, war nach Amerika ausgewandert, in der Hoffnung daselbst sein Glück zu finden. Er hatte noch ein artiges Sümichen Geld mit nach Philadelphia gebracht, wo er die erste, die beste Gelegenheit ergriff, einen Tabackshandel zu etabliren, wobei er aber so unvorsichtig zu Werke ging, daß er an manchen angeblichen Kaufmann im Lande für ansehnliche Summen auf Kredit verabsolgen ließ und betrogen ward. Sein Kapitälen ist durch den Betrug und andere unvorhergesehene Umstände bald zusammengeschmolzen. Nun sieht er ein, daß es mit dem Handel nicht geht, verkauft deswegen den noch vorhandenen Borrath an andere Kaufleute, bezahlt seine Schulden und hat nun noch 60 Dollars baares Geld. Damit geht er aufs Land und versucht im Berks-Kreise Schulmeister zu werden, wo er zufällig einen Landsmann, den reformirten Pfarrer Dechand, trifft, den er seine 60 Dollars, ich weiß nicht recht mehr, geliehen, oder zur Aufbewahrung anvertraut hat. Bald nachher findet Bindemann auch

ein Unterkommen bei einem Bauer, dem er seine, und noch einige Kinder aus der Nachbarschaft unterrichtet. Da dieß nicht sehr weit von seinem Landsmanne, dem Pfarrer Dechand, entfernt ist, so besucht er diesen oft, läßt sich bereden, bei ihm für die 60 Dollars zu studiren und sich dem Predigerfache zu widmen. Dieß erzählte mir Bindemann selbst, als er mich das erste Mal an der Mosillem im Schulhause besuchte. Ich wollte ihm rathen, sein Vorhaben erst wohl zu prüfen, aber ich hörte nun, daß sein Entschluß schon gefaßt war und er bereits mit Pfarrer Dechand einen förmlichen Kontrakt abgeschlossen hatte. Bindemann war Lutheraner und wollte deswegen bei Pfarrer Dechand studiren, weil er hoffte, als reformirter Prediger leichter eine Pfarre zu bekommen.

Da mich Bindemann mehre Male besuchte und zweimal eine Nacht über bei mir blieb, so hatte ich Gelegenheit, seine Kenntnisse und wissenschaftlichen Talente ziemlich genau zu erforschen. Er hatte eine natürliche Anlage zur Beredtsamkeit, sprach aber öfters unrichtig. Übrigens war er ein Mann von schlichtem Verstande, so wie es sich von Leuten seines bisherigen Standes erwarten läßt. Um Ostern 1824 trat er seine Studien an und versicherte mich, daß er nach 4 Wochen predigen wolle.

Nach 6 Wochen kam eines Sonntags Morgens einer meiner Nachbarn zu mir und fragte, ob ich

mit ihm in Gesellschaft nach der Ziegelkirche gehen wolle? dort predige ein Schulmeister. Ein Schulmeister? dachte ich, den mußt du doch einmal hören, und weil ich an diesem Sonntage keine kirchlichen Geschäfte hatte, so ging ich mit. Als wir auf den Versammlungsplatz kamen, gingen die Leute gerade in die Kirche, und der reformirte Pfarrer Dubs kam mir freundlich entgegen mit den Worten: „warum kommen Sie heute?“ Die Frage ist mir ja sehr befremdend, antwortete ich, warum kommen denn die Leute alle, die hier sind, zur Kirche? Ach, sagte er, Sie haben den Herrn Bindemann erschreckt. Bindemann? fragte ich und nun trat Bindemann vor mich und sagte, daß er mich schon unter den Umstehenden gesucht hätte, und gestand nun selbst, daß er sich erschreckt habe. I! sagte ich, was habe ich denn an mir, daß Sie sich erschrecken können? Dubs nahm das Wort und sagte: „Ich bin an Allem Schuld, denn als sie über den Berg dort kamen, kannte ich Sie schon, und sagte zu meinem Freunde Bindemann: nun nimm Dich in Acht! dort kommt Einer, der wird Dich und Alles, was Du heute sagst, haarlein kritisiren.“

Nun sagte ich Beiden, daß ich gar nicht gewußt, auch nicht geahnet hätte, daß Bindemann hier predigen würde, was auch wirklich reine Wahrheit war. Ferner sagte ich, daß ich für Scherz hielt, was sie mir eben gesagt hätten, daß ich

aber, falls ich Bindemann wirklich schrecklich wäre, lieber gleich wieder umkehren und nach Hause gehen wolle. Hierauf faßten mich Beide beim Arm, gingen mit mir in die Kirche und nahmen mich mit in den Predigerstuhl.

Bindemann's Vortrag gefiel mir wider alles Erwarten gut und wirklich besser, als mancher andere von Predigern, die bereits eine Reihe von Jahren im Amte standen. Er hatte einen sehr guten Anstand und deklamirte schön, was so vielen Predigern dort fehlt, auch war sein Vortrag frei von aller Schmeichelei, herzlich und voll Nachdruck, so daß man glauben konnte, Bindemann wird ein für Amerika tüchtiger Prediger werden. Er hat nachher in vielen Kirchen auf dem Lande und auch in den Städten gepredigt, auch hörte ich auf meiner Rückreise zum Vaterlande, daß er zweimal schon in Philadelphia gepredigt habe. Er hatte, nach dortiger Sitte, auch bereits eine Bauerstochter zur Braut und wird wahrscheinlich bald als Prediger angestellt seyn, was noch nicht geschehen war, als ich von dort Abschied nahm.

In dem westlichen Pensylvanien und den neuen Staaten Ohio, Indiana, Illinois, geht das Predigerwerden noch leichter, denn dort gehen sehr Viele ohne die obengenannte Vorbereitung ins Amt.

Introductionen der Prediger und Schullehrer,

wie bei uns, sind dort gar nicht gebräuchlich. Die Prediger können sich den Eintritt in ihr Amt noch durch die Antrittspredigt einigermaßen feierlich machen, aber die Schullehrer durch nichts Außerliches. Wenn aber einer von den Bauern in den hohen Kirchenrath erhoben und aufgenommen wird, das geschieht immer vermittelt einer Ceremonie und Feierlichkeit. Ein solcher Herr stellt sich, nachdem die Wahl geschehen ist, vor den Altar, der Prediger hält eine sehr lange rührende Rede von der hohen Wichtigkeit einer solchen Person und dem gesammten Kirchenrathe, der aus 12 Personen besteht. Dann tritt er vor ihn, legt ihm die Hand aufs Haupt, segnet ihn ein und betet lange und kräftig für das neue Mitglied, das jetzt in die Zahl der Zwölfe aufgenommen wird.

Der Kirchenrath besteht aus Bauern in der Gemeinde, ihre Titel sind folgende: 2 Rätke, 2 Vorsteher, 2 Baumeister, 2 Armenpfleger, 2 Älteste und 2 Rechnungsführer. Ihre Geschäfte könnten zwei Personen recht gut verrichten, denn sie sind unbedeutend.

Alle deutsche protestantische Gemeinden in den vereinigten Staaten (deutsch-katholische giebt es nur einige wenige), haben Ministerien und Synoden, welche alljährlich, an einem dazu vorher bestimmten Orte und Zeit ihre Zusammenkünfte halten. Erstere bestehen aus den Predigern derselben, und

wachen über die Glaubenssachen und die innern Angelegenheiten der Kirche. Letztere bestehen aus den Predigern und den Deputirten derselben und beschäftigen sich mit den äußern und ökonomischen Angelegenheiten.

Die lutherischen Gemeinden, bei weitem die zahlreichsten, haben 3 Synoden und Ministerien. Die ersten sind die von Pensylvanien und erstrecken sich über den genannten Staat und den von Ohio. Die zweite in Neu-York über die östlichen Staaten; und die dritte über Nord-Carolina und die südlichen Staaten. Die Zahl aller deutschen Gemeinden beläuft sich auf Acht Hundert. Viele in den entfernten westlichen Gegenden haben noch gar keine Prediger und helfen sich, so gut sie können; selbst in dem westlichen Pensylvanien ist dieß noch häufig der Fall. Heinrich Koch, ein ehemaliger Bürger und Kaufmann in Braunschweig, jetzt in Centre County im westlichen Pensylvanien, besteigt oft die Kanzel und predigt in seiner Gemeinde, und der Beispiele sind mir dort viele bekannt, auch von Handwerksleuten, die dort predigen. Nach geendigter Predigt opfert dann die Gemeinde, und das Opfer fällt dem Prediger für seine Arbeit anheim.

Vor ohngefähr 15 Jahren noch wurden von dem Ministerium in Pensylvanien sogenannte Reise-Prediger in entfernte Gegenden geschickt, um die

zerstreuten Glieder in Gemeinden zu sammeln. Der Fonds dazu wurde durch Kollekten in den Gemeinden gesammelt. Der Eifer für diese Unternehmung aber ist gänzlich erloschen, es geschieht nicht mehr.

Gleichwohl aber wurden die genannten Kollekten fortwährend zusammengebracht, die das geistliche Ministerium zu andern Zwecken gebrauchte, und dieß geschah noch öfter als es sonst gewöhnlich der Fall war, ordentlich als wäre diese Kollekte zu einem Gesetze geworden. Das Ministerium ernannte fortwährend geistliche Ämter, besetzte solche mit Predigern, diesen wurden Sekretäre beigeordnet u. s. f.; dazu wurden, wie ich hörte, die gesammelten Gelder verwandt. Vielleicht hatte dasselbe einen sehr guten Zweck, nur ging es damit zu übereilt rasch zu Werke. Oft hörte man die Bauern murren: „Mir müsse so viel Kollekte zusamme pringe, und an tie Synod läbe, wo pleipt toß Keld? Reiseprettiger hot mer net mehr.“ Auf einmal las man in allen Zeitungen folgende Bekanntmachung:

„So eben hat die Presse verlassen und ist zu haben ein Buch, betitelt:

Die Vertheidigung der freien Kirche in den vereinigten freien Staaten von Nordamerika; von Karl Gock. Dann-hieß es:

„Bauern auf! Kauft dieß Buch! und le-
 „set, was die Geistlichkeit mit Euch im Willen
 „hat. Sie will Euch in das eiserne Joch schmie-
 „den, so wie es in meinem Vaterlande gesche-
 „hen ist. Auf Bauern! verhindert das deutsche
 „Pabstthum, vertheidigt Eure Freiheit! Ihr
 „werdet dieß thun, sobald ihr meine Schrift
 „gelesen habt, und ich will an Eure Spitze tre-
 „ten und mit meinem Blute die freie Kirche
 „vertheidigen!“ u. s. w.

Dieß wirkte, wie ein elektrischer Schlag. Alle Bauern, und ich möchte wohl behaupten, alle Deutsche, welche lesen können, kauften das God'sche Buch; nicht nur in ganz Pensylvanien, sondern auch nach den entferntesten Gegenden der Freistaaten, wo deutsche Gemeinden waren, wurde das Buch versandt. Ganze Fuder wurden nach dem Ohio und Maryland geschickt.

God war ein geborner Würtemberger, der erst vor wenigen Jahren nach Amerika eingewandert war, ein Mann von großer Beredtsamkeit, aber auch was sich sonst noch erwiesen hat, von schlechtem Charakter. Des Winters hielt er Schule, schrieb Bücher, z. B. Rechnenbücher u. dgl., ließ sie drucken, und zur Sommerzeit fuhr er mit Pferd und Wagen im Lande umher und verkaufte sie. An dem obbemeldeten Werke, „die Vertheidigung der freien Kirche“ u., hat er viel Geld verdient, aber

er war ein Verschwender und ging nicht einmal ordentlich gekleidet einher, sondern sah oft aus wie ein Bagabonde; auch war er ein Betrüger, was ich und noch Andere ihm beweisen können.

Das genannte Buch, die Vertheidigung der freien Kirche, habe ich gelesen, aber nicht selbst gekauft. Er ging darin ganz amerikanisch zu Werke, bediente sich der gröbsten, beleidigendsten Ausdrücke und Scheltworte und nahm mitunter zu offensbaren Lügen seine Zuflucht. In der Ferne lügt sich's gut, sagt ein altdeutsches Sprichwort, und darum konnte auch Gock in Amerika die geistlichen Verfügungen und Einrichtungen, die in Deutschland Statt finden, ein Pabstthum nennen, und sie als ein eisernes Joch schildern, weil ihm Niemand darin widersprach: denn der Amerikaner nennt ja die Deutschen beständig Sklaven und stellt sich Deutschland ohnehin schon nicht anders vor, als den Ort der ärgsten Sklaverei.

Die Gegner des Gock gaben sich alle Mühe, sowohl durch Reden und öffentliche Vorträge ihn zu widerlegen, als auch durch Schriften und Bücher eine andere Meinung in's Publikum zu bringen. Die Zeitungen waren mehre Wochen lang voll von dieser Geschichte. Gock's Gegner beschuldigten ihn öffentlich, daß er ein Verbrecher sey, und daß er wegen arger Verbrechen in Deutschland dem Gefängnisse entgangen und nach Amerika ge-

flüchtet sey, was sie jedoch auch nicht beweisen konnten. Dadurch aber wurde Gock nur gereizt, noch ärger gegen seine Gegner zu Felde zu ziehen, denn er schalt sie nun auch in den Zeitungen noch weit ärger als früher, und gewann unter dem großen Haufen immer mehr Beifall. Sonderbare Ausdrücke brauchten manche der Prediger in ihren Drohungsschriften gegen Gock. Einer z. B. (es war der reformirte Pfarrer Dechand), fing seine Schrift mit folgenden Worten an: „Gock, Gock! nimm dich in Acht! Jetzt kömmt der Bär!“ Dieß hatte zur Folge, daß er nun allenthalben von den Bauern Bär genannt wurde, und ein Bauer ihn in einer großen Gesellschaft hat, sich deutlich darüber zu erklären, ob er ein Saubär oder ein Hundsbär sey? — Gock antwortete in den Zeitungen auf alle Drohungen: „Euren Bär fürchte ich eben so wenig, als einst mein Ahne, der starke Simson, sich vor einem solchen fürchtete, und eben so, wie derselbe mit einer Esels Kinnlade tausend Philister schlug, so schlage ich Euch Alle mit einem einzigen Gänseflügel zu Boden.“ Weil die Bücher, welche gegen Gock geschrieben waren, nur von wenigen Bauern gekauft und gelesen wurden, so wurden Auszüge daraus gemacht, gedruckt und die Prediger lasen ihren Gemeinden solche bei Gelegenheit vor. Allein auch das wollte nichts helfen und blieb ohne den gewünschten Erfolg. Als dieser Unsug etwa 6 Wochen lang gedauert haben mochte, gab jede Gemeinde ihrem Prediger den Auftrag:

„entweder sich von dem Ministerio und der Synode gänzlich loszusagen und es nur mit seiner Gemeinde zu halten, oder das Predigeramt niederzulegen und nach 4 Wochen sich vor der versammelten Gemeinde deutlich darüber zu erklären, was er zu thun entschlossen sey.“

Diejenigen Prediger, welche durch Heirath mit mehren Gemeindegliedern in Verwandtschaft standen, entschlossen sich bald, sich von der Synode loszusagen, unter welchen im Berks = Kreise der Pfarrer Hermann der jüngere der erste war. Dieß wurde zwar von den übrigen Gliedern der Synode sehr gemißbilligt; als aber die Nachricht aus dem Ohio-Staate eintraf, daß dort bereits mehre Prediger Amt und Brodt verloren hätten, weil sie sich von der Synode nicht hatten lossagen wollen, so folgten sie dem Beispiele des Hermann und anderer ihrer Kollegen, und jeder Prediger erklärte öffentlich vor seiner Gemeinde, daß das geistliche Ministerium und die Synode gänzlich aufgehoben seyen.

Es wurde dann noch manches in den Zeitungen über diese Geschichte mitgetheilt, z. B. daß, da die Menschen für solche Wohlthaten, die man ihnen hätte erzeugen wollen, noch nicht empfänglich genug wären, so hätte man aus Liebe den Gemeinden nachgeben wollen, und man sey nun entschlossen, die bessere Einrichtung des Kirchenwesens überhaupt bis in spätere Zeiten aufzusparen, und

bis sich erst alle von solchen Wohlthaten besser überzeugt haben, sie als solche anerkennen, fühlen und sie billigen würden u. s. f.

Auf so schwachen Füßen steht in den vereinigten Staaten von Nordamerika Alles, was nicht durch Mehrheit der Stimmen und durch sonstige Förmlichkeiten zum Gesetz geworden ist. Der Staat und die Obrigkeit überhaupt mischt sich in dergleichen nicht. So lange die vereinigten Staaten bestehen, wird es mit dem Kirchenwesen nicht besser, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach, noch schlechter werden.

Ein Kirchenvorsteher sagte, nachdem der oben kurz erzählte Streit zu Ende war, zu einigen Predigern: „mögt ihr zußamme laufe, un konzittre ¹⁾ wie ihr immer pesser Kottes Wort prettige wollt, tos isch uns ebbe viel, ²⁾ apper mir lasse uns nichts vorschreibe, tenn mir sind tie Mäschter der Kirch', ³⁾ mir habe zu pefehle, un net ihr, mir ⁴⁾ wolle unsre Freiheit pehalte un kä Sklove ⁵⁾ werde; lauft immer zußamme, oper laßt's peim Alte.“

So hörte ich auch diese Leute allenthalben sprechen, sie wollten nichts dagegen haben, daß die

1) Das heißt so viel, als über etwas nachdenken.

2) Dagegen haben wir nichts.

3) Meister der Kirche, heißt Herren der Kirche.

4) Statt wir sagt man dort mir.

5) Sklaven.

Prediger ihre Zusammenkünfte nach wie vor hielten, aber sie sollten nur darum zusammen kommen, um sich zu besprechen, wie sie Gottes Wort immer noch besser vortragen wollten.

Die Prediger hielten auch bald wieder ihre Zusammenkünfte; obgleich dieß nicht wieder geschehen sollte, so habe ich doch nicht erfahren, daß irgendwo darüber gemurrt worden war. Ob aber auch die Deputirten wieder zu der Synode gegangen sind, davon habe ich nichts gehört.

Es herrscht dort, wie überhaupt, so auch unter den Deutschen, eine völlige Toleranz und Glaubensfreiheit. Ein jeder kann glauben, was er will, zu einer andern Kirche übergehen, seine Kinder in jeder beliebigen Kirche taufen lassen u. s. w. Alle Sekten werden geduldet. Man disputirt, aber verfolgt und haßt sich nicht wegen verschiedener Glaubens-Meinungen. Alle christliche Sekten, deren dort eine große Menge sind, und beständig noch mehr werden, haben Deutsche unter sich.

Die Deutschen in den Städten, besonders in den See-Städten, und vorzüglich in Philadelphia, zeigen viel mehr äußere Frömmigkeit und Religions-eifer, als die Landbewohner. Die Prediger klagen, daß ihre Brüder, welche seit den letzten zwanzig Jahren hier angelangt sind, ihnen in dieser Hinsicht sehr unähnlich sind, und sich auch nicht an

den dreimaligen Gottesdienst des Sonntags gewöhnen wollen. Dieser findet bloß in Philadelphia und in den übrigen großen See-Städten Statt. Die neuen Ankömmlinge sind in einigen Gemeinden gleich Mitglieder und genießen alle Rechte der Kirche, in andern erst, nachdem sie zum heiligen Abendmahl gegangen, einen Sitz in der Kirche haben, und sich deswegen haben einschreiben lassen. Das Wahlrecht erhalten sie erst nach Verlauf von drei Jahren.

Zehntes Kapitel.

Von der Art und Weise, wie die Einwanderer in Amerika untergebracht werden, oder sich selbst durchzuhelfen suchen. — Welchen Personen und Klassen eine Auswanderung erspriesslich, und welchem Alter und Stande sie nachtheilig ist.

Die Gesetze, welche in dem Staate Pensylvanien zum Vortheile der deutschen Ankömmlinge gegeben sind, finde ich so ziemlich zweckmässig und gut; nur Schade, daß sie nicht alle gehörig befolgt werden, und daß die europäischen Schiffskapitäne diesen Gesetzen noch nicht so unterworfen sind, wie die Amerikaner.

Diese werden jetzt sehr hart bestraft, sobald es erwiesen ist, daß sie die mit ihren Passagieren geschlossenen Kontrakte nicht erfüllet, oder sich eine schlechte Behandlung derselben erlaubt haben. Die Kontrakte aber müssen nicht am Bord des Schiffes, sondern auf dem festen Lande geschlossen und von einer Gerichtsperson, einem Notar, oder auch

von einem Prediger geschrieben und unterschrieben seyn, denn nur erst alsdann haben sie volle Gültigkeit.

Wenn in Pensylvanien Schiffe mit Passagieren ankommen, so werden sie 6 Meilen von Philadelphia an dem Lazareth angehalten und von einigen Ärzten untersucht. Finden sie bössartige Krankheiten auf dem Schiffe, so müssen diese Quarantäne halten. Gefährliche Kranke werden in das Lazareth gebracht und dort auf Kosten des Schiffers verpflegt. Findet sich aber keine Ursache zur Quarantäne, so laufen die Schiffe in den Hafen von Philadelphia ein. Diejenigen Passagiere, welche vor der Einschiffung ihre Fracht bezahlt haben, können gleich nach der Landung hingehen, wohin sie wollen, jeder darf sie auch herbergen und keine Polizei darf es hindern. Auch sind die Wirthe verpflichtet, jeden Reisenden zu herbergen, und denen, welche nicht bezahlen können, dieß unentgeltlich zu thun, wenigstens auf eine Nacht, und ihnen noch außerdem freies Essen und Trinken zu geben. Auch bedarf Niemand einen Reisepaß, wäre er auch entschlossen, alle vereinigten Staaten die Kreuz und Quere zu durchreisen. Von denjenigen Passagieren, die ihre Fracht nicht bezahlt haben, erhalten die Kapitäne ihre Befriedigung dadurch, daß ein Amerikaner sie in seine Dienste nimmt und ihre Fracht bezahlt.

Die Dienst-Kontrakte werden von einer durch das Gouvernement besonders dazu autorisirten Person (Register) in dessen Wohnung geschlossen, welchem dafür 1 Dollar auf die Person verwilligt ist, welchen der Dienstherr zu entrichten hat. Es wird zu diesem Geschäft ein in Philadelphia ansässiger Mann gewählt, welcher der englischen und deutschen Sprache kundig ist, und dessen Verpflichtung es ist, das Interesse beider Partheien, nach Vorschrift des Gesetzes und der Billigkeit, zu vermitteln, vorzüglich aber dasjenige der zu verbindenden zu vertreten. Dieß geschieht auch in der Regel.

Bei der Ankunft der Schiffe erhält dieser Register von dem Interpretor der deutschen Gesellschaft, welcher dieselben visitirt hat, eine namentliche Liste aller auf demselben befindlichen Passagiere, mit Bemerkung des Geschlechts, Alters und der verschiedenen Metiers und Qualifikationen.

Die Dauer der Dienstzeit in den Kontrakten ist von 2 bis 4 Jahren, nach Verschiedenheit der Fracht, des Alters, Geschlechts, der Gesundheit und Fähigkeiten. Vier Jahre ist für eine ganze Fracht der äußerste gesetzliche Zeitraum, welcher nur in außerordentlichen Fällen, z. B. wenn Familien zu viele kleine Kinder haben, bei zu hohem Alter, Schwächlichkeit, oder andern Nachtheilen, verlängert wird. Kinder über 4 Jahren werden, sind sie männlichen Geschlechts, bis zum ein und zwanzig-

sten, sind sie weiblichen Geschlechts, bis zum achtzehnten Jahre verbunden. Kinder unter jenem Alter zahlen nichts; sie folgen den Eltern und werden mit ihnen nach Verlauf der Dienstzeit frei. Die Dienstpflichtigen empfangen nach ausdrücklichen Stipulationen Wohnung, Essen und Trinken, Kleidung, freie Wäsche, und Kinder erhalten alle Jahre 6 Wochen Schule und am Ende der Dienstzeit zwei vollständige Kleidungsstücke, wovon eins neu seyn muß. Außerdem bekommen die Burschen am Ende ihrer Dienstzeit 25 bis 30 Dollars baares Geld, wenn ihnen ihr Brodtherr nicht während der Dienstjahre ein Handwerk lehrt oder lehren läßt. Die Mädchen aber erhalten noch ein vollständiges Bett, eine Kommode, Haspel und Spinnrad, Flachs und Wolle, und eine milchgebende Kuh.

Auch viele in Amerika geborne Kinder werden auf die beschriebene Art verbunden. In Pensylvanien habe ich dieß allenthalben gefunden. Sind die Kinder der Unbemittelten 4 Jahre alt, so pflegen sie schon verbunden (verdungen) zu werden, allenthalben ist auch Gelegenheit dazu und oft starke Nachfrage.

Die Gesetze verfügen außerdem zu Gunsten der Redemptioer, daß Niemand ohne seine Einwilligung außer dem Staate von Pensylvanien verbunden werden kann, daß Mann und Frau nicht ohne

gleiche Einwilligung, und Kinder von ihren Eltern nicht ohne die größte Noth getrennt werden sollen.

Außer diesen Gesetzen giebt es keine andere, weder in diesem Staate noch in den übrigen, wodurch dieselben die Einwanderungen unmittelbar begünstigen, noch scheint das Gouvernement der vereinigten Staaten überhaupt ein besonderes Interesse an ihnen zu nehmen, oder, wenige Fälle ausgenommen, sehr disponirt zu seyn, durch Conzessionen sie anzureizen. Dasselbe glaubt, sie schon genög dadurch aufzumuntern, daß es ihr die Thore öffnet, und einem jeden Ausländer, der sich in den vereinigten Staaten niederlassen will, es möglich macht, Landeigenthümer zu werden, oder jedes andere beliebige Gewerbe zu treiben, auch nach vorhergegangener Deklaration das volle Bürgerrecht zu erhalten, wodurch derselbe aller Vorrechte und Vorzüge der Verfassung dieses gelobten glücklichen Landes theilhaftig wird.

Die vereinigten Staaten haben einen Punkt erreicht, wo ihre fortschreitende Macht und Größe nicht mehr von fremder Einwanderung abhängig ist, da ohne dieselbe die Bevölkerung sich alle 20 Jahre verdoppelt. Der Nationalstolz fängt schon an, die allgemeine Meinung oder Behauptung zu erzeugen, daß man sie jetzt schon entbehren könne. Gleichwohl aber sind die Ausländer immer noch willkommen, der Mangel an Händen dauert fort,

und es würde in mancher Gegend schmerzlich empfunden werden, wenn auf einmal alle Einwanderung aufhörte.

Ich zweifle, daß das Gouvernement diese Meinung theilt und nicht einsehen sollte, welchen wohlthätigen Einfluß die dort ankommenden Europäer, vorzüglich die Deutschen, fortwährend auf Kultur und Industrie haben müssen. Wenn dasselbe sie bisher mit gleichgültigen Augen anzusehen schien, und nicht mehr zu ihrer Aufmunterung that, so hatte dieses wahrscheinlich ganz andere Ursachen.

Die Regierung der vereinigten Staaten mischt sich überhaupt in Vieles nicht, was bei uns ein Gegenstand der thätigsten Vorsorge der Regierungen ist. Es scheint eine Staatsmaxime zu seyn, aller menschlichen Thätigkeit den freiesten Spielraum zu lassen, ohne sie weder einzuschränken, noch zu befördern und zu leiten, nichts zu übereilen, Alles von selbst entstehen, sich entwickeln und reifen zu lassen, nach seinen innern Gesetzen und nach den von außen einwirkenden Umständen.

Außerdem können auch politische Rücksichten zum Grunde liegen, welche das Gouvernement abhalten, die Auswanderung durch große Begünstigung aufzumuntern: theils die Besorgniß, die europäischen Staaten und Regierungen, und die von Deutschland insbesondere, welche man, obgleich diese

·sie nicht verhindern, doch derselben als abgeneigt supponirt, zu beleidigen, und ihre Eifersucht zu erregen, theils, daß von einer zu großen und plöglichen Einwanderung von Europäern mit monarchischen Grundsätzen oder doch verschiedenen Sitten nachtheilige Folgen für den Staat zu befürchten seyen, indem so verschiedene Bestandtheile sich nicht früh genug zu einem Ganzen verbinden, oder die Sitten und die öffentliche Meinung nachtheilig davon affizirt werden.

Das Gouvernement hat dem ungeachtet in einzelnen Fällen deutschen, schweizerischen, französischen und irländischen Gesellschaften oder Kolonien, welche Ländereien von demselben kauften, um sich darauf anzusiedeln, äußerst vortheilhafte Bedingungen verwilligt, und dadurch bewiesen, daß es auch nicht ängstlich in diesen Punkten handelt.

Man kann, ohne den Vorwurf der Partheilichkeit zu verdienen, im Grunde keine größere Begünstigung erwarten, als die europäischen Emigranten sie dort wirklich finden. Es wäre auch von jener Seite nichts weiter nöthig, wenn man von dieser weniger Planmäßigkeit und Zusammenhang vermiste, wenn hier bei der Einschiffung mehr Ordnung eingeführt würde, wenn vor derselben schon in Deutschland sich die einzeln zerstreuten Familien oder Individuen, welche bisher einzeln, ohne Ordnung und außß Gerathewohl den Häfen zuström-

ten, Gesellschaften bildeten, mit unterrichteten Führern an ihrer Spitze; oder, wenn Verbindungen existirten, welche von dem Gouvernement sich Landstriche abtreten ließen, und darauf Kolonien gründeten, welche den zerstreut dort ankommenden Individuen zum Vereinigungs-Punkte und zur gleich bereiten Aufnahme dienten. Hier fehlt es den Deutschen vor allen. Solche Gesellschaften gab es bisher gar nicht. Einzelne Privat-Unternehmer und große Güterbesitzer, welche einen großen Theil der Ankommenden an sich zogen, sind dort in zu geringer Anzahl. Die Hälfte ist nicht genug geregelt, zu sehr der Willkühr und dem Zufalle unterworfen.

Es giebt jetzt in den vereinigten Staaten vier deutsche Gesellschaften: die erste in Philadelphia, die zweite in Lancaster, die dritte in New-York und die vierte in Baltimore. Allein der Zweck derselben beschränkte sich bisher bloß auf Unterstützung einiger der Hülfbedürftigsten, und Vinderung ihres Elends bei der Landung, und auf unmittelbare, meistens sehr laue, und fast immer unwirksame Vertretung gegen Beeinträchtigungen und Mißhandlungen. Die Gesellschaft zu New-York leistete überhaupt nur wenig, und hatte wenig Gelegenheit dazu, noch weniger die zu Baltimore, und die zu Philadelphia und Lancaster, — so sehr auch von der ersten Zeit ihrer Stiftung an ihre Bemühungen das Lob und den Dank der Deutschen verdienen, —

so reichten doch ihre Mittel nicht hin, denn ihr Fonds ist zu gering, um dem zu großen Bedürfniß abzuheifen. Thätiger zu jenem Zweck der Kolonisirung oder sonstigen Versorgung, durch Unterstützung, Rath und Berwendung, welche viel mehr werth sind, als einzelne geringe Unterstützungen, nehmen sich die englischen und irländischen Gesellschaften ihrer Landsleute an.

Der Mangel an zweckmäßiger Vorsorge, Leitung und Plan, auch auf jener Seite des atlantischen Meeres hat sich sehr fühlbar gezeigt, seitdem die Menschen in dem südlichen Deutschland so übertrieben häufig ausgewandert, besonders aber im Jahre 1817, in welchem auf 19 Schiffen 6000 Menschen jeden Alters und Geschlechts allein in Philadelphia gelandet sind, was die dortigen Register ausweisen und bezeugen.

Millionen Menschen könnten in jenem gesegneten Lande Raum, Glück und Wohlstand finden. Ein Jeder, welcher ein kleines Kapital dorthin bringt, oder auch ohne das, mit Arbeit der Hände, — nicht des Kopfes — als Landmann oder Handwerker, sich ernähren will, und kein Taugenichts, kein Säufer, Spieler oder sonstiger Verschwender ist, ist gewiß, es zu finden. Die Nachfrage nach Arbeitern läßt nicht nach, sondern vermehrt sich jetzt wieder, seitdem die Anlegung der vielen Kanäle und Schiffbarmachung mancher Flüsse so viele

tausend Menschenhände in Pensylvanien erfordert. Doch bei der ungewöhnlich großen Anzahl der deutschen Emigranten, welche im Jahre 1817 größtentheils spät im Winter erst in Philadelphia landeten, mußten sich die Kanäle wohl eine Zeitlang verstopfen; der traurige Zustand, in welchem diese Leute sich befanden, schadete auch nicht wenig ihrer schnellen Unterkunft. Zudem klagte man in Philadelphia allgemein über die größere Immoralität der seit mehren Jahren Angelangten, und war gegen sie eingenommen. Doch sind täglich eine Anzahl von dem Register verdungen; aber viele derselben haben lange in großem Elende auf den Schiffen harren müssen, bis die Reihe an sie gekommen ist; ein Theil von ihnen hat müssen in die Häuser untergebracht werden, die Spitäler haben sich gefüllt, in welchen auch ein Theil gestorben ist. Mehre hatten von der Mildthätigkeit der Einwohner eine Zeitlang gelebt; die Geseze hatten ihr Ansehen verloren; der Eifer war erkaltet; die Mittel zur Unterstützung waren nicht hinreichend gewesen.

Bei dieser Lage der Dinge und der sich täglich vergrößern den Noth dieser Menschen hatte sich die deutsche Gesellschaft im Monat December bezwogen gefunden, eins ihrer Mitglieder zu beauftragen, den Zustand derselben auf den Schiffen zu untersuchen und darüber Bericht zu erstatten. Hierauf hatte dieselbe im nämlichen Monat eine Peti-

tion an die in Harrysburg sitzende Assembly des Staats von Pensylvanien überreichen lassen, um zu bewirken, daß theils die alten Gesetze erneuert und in Kraft gesetzt, theils neue zweckmäßige Verfügungen getroffen werden möchten. Ferner war darauf angetragen, daß ein Gesetz erlassen werden möge, nach welchem die Kapitäne in Zukunft Kaution zu leisten hätten für alle Passagiere, die sie einführen würden, damit sie dem Staate, und vorzüglich der Stadt, wie es zuletzt der Fall gewesen war, nicht wieder zur Last fielen. Eine solche Verfügung würde aber aller fernern Einwanderung auf die bisherige Art, wo nicht ganz den Zugang versperren, doch sie sehr erschweren und vermindern. Ob diese Bill passirt ist, habe ich nicht erfahren; dagegen aber eine andere, in welcher andere Bestimmungen in Rücksicht der Verpflegung und Ordnung auf den Transportschiffen festgesetzt worden ist.

Was die oben beschriebene Art, sich zu verbinden, anlangt, so hat man zwar sehr Unrecht, in derselben Sklaverei zu sehen, denn es liegt ja ein freiwilliger Kontrakt zum Grunde, welcher die Dauer der Dienstpflichtigkeit auf eine bestimmte Zeit begränzt. Doch aber wirft sie einen Schatten auf den deutschen Namen und trägt nicht wenig dazu bei, ihn verächtlich zu machen, weil sie nicht allenthalben von Mißbräuchen und Gesetzwidrigkeiten frei ist, welche sie von einer gehässigen Seite darstellen. Der gewöhnliche Ausdruck in den mehr

südlichen Staaten heißt nicht *hind as servants*, sondern kaufen und verkaufen; ja dort spricht man von *Duth* oder *white slaves*. In Pensylvanien habe ich solchen Ausdruck nie gehört, sondern Stadt- und Landleute sprachen: „*tos isch mä Serwepub, oder mä Serwemädel.*“ Diese Methode, sich zu verdingen, bleibt jedoch, so lange andere Anstalten fehlen, der einzige und sicherste Weg. Selbst bei Unternehmungen und Kolonisationen im Großen würde sie nicht ganz entbehrlich werden, weil dadurch nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Handwerker, wenigstens im Anfange, Unterkunft finden würde, für welche letztere Klasse sie eben darum auch in der That wohl die beste bleibt. Es ist ein großer Fehler derjenigen jungen Emigranten, die ihre Fracht bezahlt und noch etwas Geld in Händen haben, daß sie unentschlossen, was sie beginnen sollen, sich zu lange in den Seestädten aufhalten und ihr Geld erst verzehren, ehe sie ein Unterkommen suchen. Erst wollen sie sich von der Reise zur See und den ausgestandenen Beschwerden derselben erholen; dann aber wirkt das dortige Klima eine Trägheit und Unlust zum Reisen, daß sie dieß so lange aufschieben, bis die Noth sie dazu zwingt. Reisen sie endlich, so will es ihnen wieder weder hier noch dort gefallen, sie suchen *Arkadiens Gefilde*, die sie sich in ihrem Vaterlande hatten träumen lassen, und finden sie nicht, bis sie endlich die Noth zwingt, sich zu verdingen, und Arbeit, die ihnen im Anfange nicht schmecken wollte,

gewohnt zu werden. Manche werden in ihrer Un-
 erfahrenheit oft von ihren eigenen Landsleuten um
 ihr Geld gebracht. Viele derjenigen jungen Leute,
 welche für ihre Fracht 2 oder 3 Jahre dienen
 müssen, stehen sich besser und erreichen früher ihren
 Zweck, als die erstgenannten, weil sie sich während
 ihrer Dienstzeit noch etwas verdient hatten und
 nun im Stande sind, nach derselben sogleich ein
 selbstständiges Gewerbe anzufangen. Während der
 Zeit ihrer Dienstpflichtigkeit lernen sie die Sprache,
 Gebräuche, das Verschiedene in allen Gewerben,
 und erwerben sich die nöthigen Lokalkenntnisse, und
 falls einer Landmann ist, für baares Geld, oder
 auf Kredit mehre Morgen Landes zu kaufen, auf
 welchen er sich ansiedelt, mit der gewissen Aussicht,
 bei Fleiß und Ökonomie den Werth seines Eigen-
 thums mit jedem Jahre wachsen zu sehen. Fast
 alle, welche vor 10 oder 12 Jahren als Redemp-
 tioner dort anlangten, sind jetzt wohlhabend, auch
 sind mir mehre Beispiele bekannt von Leuten, die
 sich vor 20 und 30 Jahren dort niederließen, und
 jetzt Kapitalisten sind. Jeder junge Mann, der
 Landarbeit versteht, findet, wenn er will, in Pen-
 sylvanien auch Gelegenheit, als Tagelöhner unter-
 zukommen, und zur Sommerzeit täglich einen Dol-
 lar nebst Essen und Trinken zu verdienen; der
 Handwerker verdient noch mehr; denn alle Hand-
 arbeit wird dort theuer bezahlt. Selbst der Spinner
 steht sich sehr gut, denn für das Garn zu
 spinnen wird dort ansehnlich mehr bezahlt, als hier

für das Garn bezahlt wird, wenn man es verkauft. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß manche Menschen dort binnen kurzer Zeit wohlhabend und auch reich werden, manche aber kommen dennoch auf keinen grünen Zweig, weil sie nicht danach streben; denn wie man's treibt, so geht's.

Die Behandlung der Leute während ihrer Dienstzeit in Pensylvanien und den angränzenden westlichen Staaten, wo die Population größtentheils aus Deutschen besteht, und weniger Schwarze sind, ist in der Regel sehr menschlich und gut. Wäre sie das nicht, so steht ihnen der Weg zur Klage an den Solicitor der deutschen Gesellschaft offen, welches seinen Zweck selten verfehlt. Häufiger sind die Klagen von Seiten der Dienstherrn gegen die Dienenden, indem häufig Beispiele vorkommen, daß diese sich durch Entlaufen ihrer Verbindlichkeit zu entziehen suchen.

Es ist sehr natürlich, daß mehr Pandleute als Handwerker gesucht werden, weil fast alle Bauern:

söhne ein Handwerk lernen; dennoch aber findet fast jeder Handwerksmann, auch auf dem Lande, die Bäcker ausgenommen, bis jetzt immer noch guten Verdienst. Welche Klasse von letztern vorgezogen werde, von welchen zu viel oder zu wenig seyen, läßt sich in jenem sonderbaren Lande, wo alle Gewerbsthätigkeit unabhängig und frei von aller Einschränkung durch Gilde oder Zünfte, auch jeder Einwirkung von Seiten der Regierung ist, sich also von selbst in das Gleichgewicht setzen muß, gar nicht anders bestimmen, als durch die größere oder geringere Nachfrage. Da zeigt sich denn, daß alle Professionisten und Handwerker der gröbern oder einfachen Art, deren Arbeitsprodukte von unmittelbarer Nothwendigkeit sind, und nicht als Manufakturwaaren eingeführt werden können, in vorzüglichem Ansehen stehen und leicht Gelegenheit zu Verdienst und Arbeit finden. Dahin gehören denn Maurer, Zimmerleute, Wagner, Tischler, Böttcher, Schmiede, Schlösser, Schuhmacher, Weber, Schneider u. Alle Gewerbe hingegen, welche, ihrer Natur nach, sich mehr oder weniger den feinen Künsten oder Manufakturen nähern, oder deren Produkte mehr Gegenstand des Luxus sind, ihr

Glück nicht so leicht finden. Solche Dinge können bei der Größe des Arbeitslohns zum Theil wohlfeiler aus dem Auslande eingeführt werden.

Junge Leute von 14 bis 20 Jahren werden wohl am meisten gesucht, vorzüglich aber Mädchen. Niemand, der ledig und ohne Familie und über 50 Jahre alt ist, sollte sein Vaterland verlassen, wenn er keine Mittel hat, in jenem Lande ein besseres Schicksal zu gründen, als jene Art, sich zu verdienen. Bei Personen weiblichen Geschlechts, wenn sie unverheirathet sind, ist das Alter von 30 Jahren schon fast zu hoch. Das Alter ist überhaupt ein großes Hinderniß. Doch hört man, daß bisweilen Personen von 70, ja 80 Jahren dort landen. Dieß ist die größte Thorheit und sollte durchaus nicht geduldet werden.

Von den deutschen Einwanderern blieb immer der größte Theil in Pensylvanien, hauptsächlich deswegen, weil sie dort Landsleute, Bekannte oder auch Verwandte finden; dann auch wegen der größ-

fern Leichtigkeit in Rücksicht der Sprache. Viele gehen auch westlich, nach den Staaten Ohio, Indiana, Illinois, den Ohio hinab, bis an den Mississippi. Manche kommen auch wieder zurück und siedeln sich in Pensylvanien an. Viele dorthin Verdungene, die ihren Bekannten in Pensylvanien Nachricht gaben, versicherten, daß es ihnen dort wohlgehe; dort, besonders im Ohio-Staate, ist alles im Überfluß, aber ein großer Geldmangel; der Tagelöhner verdient dort täglich mehr, als zwei Büschel Weizen. Dieser Staat ist wohl der fruchtbarste in der Union, denn an manchen Plätzen giebt der Boden die Ausfaat des Weizen mehr als hundertfältig wieder. Der Boden des Ohio-Staats ist fast überall wellenförmig und mürbe, wie Asche, man pflügt dort fast überall ohne eiserne Pflugschare, und fährt mit Wagen, deren Räder nicht mit Eisen beschlagen sind. Schmiede finden dort nicht leicht Arbeit. Fische und Wildpret ist dort in großem Überflusse vorhanden, von den letztern besonders wilde Puter und Fasanen, welche in so großer Menge sich in den Wäldern aufhalten, daß man sie mit Prügeln todtzuschlagen kann. Die dortigen Einwohner essen aber lieber Schweinefleisch,

deren mancher Bauer dort 600 Stück hat, weil sie ihm kein Futter kosten, sondern im Walde fett werden. Pfirsichen wachsen dort in so großem Überflusse, daß man sie nicht alle zum Branntweinbrennen verbrauchen kann, und die meisten von den Schweinen gefressen werden.

Ende des ersten Theils.
